

Abschlussarbeit

zur Erlangung des Magister Artium  
im Fachbereich (10) Neuere Philologien

der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften

**Interpersonelle Virtualität und ökonomisches Ganzes.  
Eine Untersuchung des Geldes**

1. Gutachter: Prof. Dr. Rembert Hüser
2. Gutachter: Prof. Dr. Nikolaus Müller-Schöll

vorgelegt von Sigfred Hauffen  
aus Levanger in Norwegen

Einreichungsdatum: \_\_\_\_ Februar 2017



## Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	5
Teil I: Rückschau auf ausgewählte Motive der Geldgeschichte .....	12
I.1    Das Kind und das Geld.....	12
I.2    Golddeckung .....	12
I.3    Münze .....	15
I.4    Konkurrenz von Prägung und Materialität.....	18
I.5    Gerätegeld und Wägegeld .....	23
I.6    Sumerisches ‚Buchgeld‘.....	29
I.7    Ursprüngliche Schuld .....	32
Teil II: Analyse des Geldes.....	38
II.1    Minimale Selbstidentität des Geldes .....	38
Exkurs: Umriss einer allgemeinen, am Wahrnehmungs-subjekt orientierten Zeichentheorie .....	41
E.1    Zeichenwahrnehmung .....	41
E.2    Elementare Wahrnehmung.....	44
E.3    Materielle und virtuelle Artefakte .....	48
II.2    Innere Struktur des Geldzeichens.....	52
II.2.1    Versprechen als Tausch- und Zahlungsmittel .....	52
II.2.2    Interpersonalität des Geldwertes .....	58
II.2.3    Gebundene und ungebundene Wertquanten .....	59
II.2.4    Arithmetische Konstitution des Wertmaßes.....	64
II.2.5    Geldmenge und Wert.....	65

II.2.6	Geldwert und der Begriff der Ganzheit.....	71
II.2.7	Über die (Un-)Vergänglichkeit des Geldes .....	76
II.3	Geld und Wert im Kontext der gegenwärtigen Praxis .....	79
II.3.1	Akkumulative Tendenz.....	79
II.3.2	Mythos Wachstum .....	86
II.3.3	Geldmenge, Verteilung und Konjunktur .....	94
II.3.4	Kreditgeldschöpfung .....	98
II.4	Primat des Teilnehmers und der Begriff des Geldes.....	104
	Zusammenfassung und Ausblick .....	109
	Literaturverzeichnis.....	118

## Einleitung

Nor is there much satisfaction in contemplating the world with nothing left to the spontaneous activity of nature; with every rood of land brought into cultivation, which is capable of growing food for human beings; every flowery waste or natural pasture ploughed up, all quadrupeds or birds which are not domesticated for man's use exterminated as his rivals for food, every hedgerow or superfluous tree rooted out, and scarcely a place left where a wild shrub or flower could grow without being eradicated as a weed in the name of improved agriculture. If the earth must lose that great portion of its pleasantness which it owes to things that the unlimited increase of wealth and population would extirpate from it, for the mere purpose of enabling it to support a larger, but not a better or a happier population, I sincerely hope, for the sake of posterity, that they will be content to be stationary, long before necessity compels them to it.

*John Stuart Mill – 1848<sup>1</sup>*

Einen erheblichen Teil der passiven Organisation alles menschlichen Schaffens weltweit vollzieht sich heute über das System (oder Systeme) des Geldes. Auch wenn das Geld keineswegs alleiniges „Steuerungsmittel“ ist, ist es, direkt oder indirekt, überall maßgeblich beteiligt. Geld ist zu einem ungemein mächtigen Instrument geworden. Was wir Menschen mit unserem geistigen und körperlichen Leistungspotential innerhalb unserer begrenzten Lebenszeit tun oder lassen, inwiefern es uns gelingt, dasjenige zu tun, was wir vom Herzen tun wollen oder wir genötigt werden andere Aufgaben zu verrichten – als dauerhaft limitierter Handlungsraum oder lediglich als vorübergehende Phase bevor man sich dem Begehrten zuwenden kann – hängt in hohem Maße ab vom *Geld*. Über genügend Geld zu verfügen oder kein Geld zu haben, tief verschuldet zu sein oder im umgekehrten Fall, keine Kredite gewährleistet zu bekommen: Geld beeinflusst ent-

---

<sup>1</sup> Mill (1909), Buch 4, Kap. 6, Abs. 8.

scheidend den Raum und die Möglichkeiten unseres tätigen Wirkens in der Welt. Was ist aber dieses Geld, das, obwohl es weder ernährt, kleidet noch zum Bauen geeignet ist, dennoch eine solch maßgebliche Rolle spielt?

Unsere Welt ist ein Planet, eine Insel des Lebens inmitten des Alls. Grundsätzlich möchte wohl jeder dieses Leben und uns selbst als Individuen und als Gattung erhalten, und ebenso grundsätzlich und eigentlich möchte man sinnerfüllt und in gegenseitiger Eintracht miteinander leben. Verfügbare Statistiken und Beschreibungen über den globalen Zustand und aktuelle Entwicklungen unter sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Gesichtspunkten sprechen jedoch eine völlig andere Sprache. Die Wirkung des kollektiven Tuns der Menschen führt in eine andere Richtung. Der vorliegenden Arbeit liegt die Vermutung zugrunde, dass man im System des Geldes einen wichtigen Schlüssel finden kann, um zu verstehen, wie die gegenwärtige Krise und Paradoxie von Menschheit und Welt sich einstellen konnte, sowie um Anhaltspunkte zu ermitteln, wie wir uns dieser Lage wieder entwinden können. Wir werden dabei feststellen, dass das Geld als reines Kulturprodukt, als Erzeugnis des menschlichen Geistes zu betrachten ist. Aus diesem Grund sind Menschen bei der gegenwärtigen Entwicklung der Geldgeschichte keineswegs darauf angewiesen, Beobachter mit geringen Einflussmöglichkeiten zu sein (wie beispielsweise bei einem sich anbahnenden Vulkanausbruch), sondern *wir* sind de facto Ursache und fortwährende Bedingung dafür, dass es das Geld überhaupt gibt, und durch uns hindurch entfaltet es eine ganz tatsächliche Wirkung in der Welt. Diese ontologische Abhängigkeit des Geldes von uns macht unsere Verantwortung äußerst brisant. Sie besagt aber auch, dass gerade wir die Möglichkeit haben, das Geld radikal neu zu gestalten, wenn dies nötig erscheinen sollte, und das wäre heute mehr denn je der Fall.

Wir brauchen also dringend Lösungsstrategien, aber unsere Gesellschaft tut sich merklich schwer damit, an diese heran zu kommen. Die Empfehlungen und Lösungsvorschläge professioneller Praktiker des Geldes und der Ökonomie, aus Real- und Finanzwirtschaft oder der Wirtschaftswissenschaften werden mitunter gescholten lediglich mäßigende Anweisungen darzustellen, wenn ihnen denn nicht sogar vorgeworfen wird: „Noch mehr vom Bisherigen!“ zu fordern. Mir

scheint es, als würde für viele dieser Sachverständigen die Ökonomie so sehr als *elementare* Praxis gelten, dass ihnen fern ist einige ihrer Grundbedingungen in Frage zu stellen. Sie sehen ihre Aufgabe darin, diese Praxis so zu verstehen und zu beschreiben, dass man innerhalb dieses Bereichs geschickt und erfolgreich sich bewegen und agieren können soll.

Es soll dennoch nicht behauptet werden, dass es keine kritischen Stimmen gäbe. Die Anzahl Publikationen zu Themen des Geldes scheinen mir seit den letzten großen Finanzkrisen deutlich gestiegen zu sein. Diese Texte kommen zwar auch von Personen mit einem fachlichen Hintergrund, aber nicht wenige Autoren sind Vertreter anderer Fachbereiche und Erfahrungshintergründe. Es gibt theoretische Ansätze, für deren gesellschaftliche Einführung geworben wird und praktische Ansätze zu alternativen Geldsystemen, die im kleinen Maßstab bereits experimentell umgesetzt werden. Viele dieser Initiativen profilieren ihre Arbeit über Internetplattformen. Die Ideenvielfalt ist groß, doch scheint es bisher nicht zu gelingen, ein Gesamtkonzept zu liefern, womit sie über die Projektphase hinaus wachsen könnten, oder wodurch sie so gründlich überzeugt werden, dass die gesellschaftliche Bereitschaft erweckt würde, diese Konzepte in großem Maßstab zu erproben. Hier soll auf diese Vielfalt im Einzelnen nicht näher eingegangen werden.

Die Problematik des Geldes einerseits zu vernachlässigen, oder andererseits das Geld zu ächten und abschaffen zu wollen, kann uns nicht weiter bringen, wenn unser *Gesellschaftstypus* von der Geldfunktion tatsächlich abhängig sein sollte. Insofern finde ich es außerordentlich wichtig, dass Beiträge zur Zukunft des Geldes auch aus der Perspektive von wirtschaftsfernen Wissenschaftsdisziplinen wie zum Beispiel der Soziologie und der Philosophie in den Diskurs eingebracht werden. Allerdings glaube ich nicht, dass Nicht-Ökonomen vor dem ökonomistischen Dispositiv grundsätzlich gefeit sind, als ob es ihnen leichter fallen würde, von den praxisinhärenten Setzungen und Bedingungen unabhängig zu denken und zu argumentieren. Denn nicht allein diejenigen Menschen, die sich beruflich mit Ökonomischem befassen, stehen im Kraftfeld der strukturellen Denkmuster dieser Praxis, sondern die meisten Menschen müssen für ihr privates Leben ein

grundlegendes Maß an ökonomischem Knowhow erbringen und geschickt mit Geld umgehen können, um, lapidar gesprochen, ‚lebenstauglich‘ zu sein. Unabhängig davon ist und bleibt es notwendig, Ansätze für einen radikalen Umbau der inneren Struktur des Geldes zu suchen. Der gesellschaftlichen Rolle des Geldes nach zu urteilen, gehören solche Ansätze sicherlich zu den zentralen Leitmotiven für eine menschengemäßigere globale Entwicklung.

Vor diesem allgemeinen Hintergrund soll das Geld als Struktur und Phänomen untersucht werden. Geld ist unter vielen Gesichtspunkten eine sonderbare Sache. Der Titel dieser Arbeit (*Interpersonelle Virtualität. Ökonomisches Ganzes*) verweist auf zwei konstitutive Bedingungen des Geldes, denen besondere Bedeutsamkeit beigemessen werden soll. Zum einen ist Geld immer ein quasi virtuelles Gebilde, oder besser gesagt, ein Artefakt gewesen: Ohne Menschen die dazu fähig sind, Vorstellungen hervorzubringen und diese auch an physische Objekte zu knüpfen, sie bewusstseinsmäßig mit Vorstellungen einzukleiden, würde es weder Geld noch andere kulturelle und geistige Gegenstände geben: Diese gesamte Dimension würde spätestens mit dem letzten Menschen aus der Welt verschwinden. Das Geld würde aber bereits schon mit dem vorletzten Menschen aufhören dasjenige zu sein, was es im Wesentlichen für uns ist. Denn ohne, dass das Geld als Zahlungsmittel und in Tausch gegen Waren und Dienstleistungen zwischen Menschen wandern könnte, wäre sein Sinn völlig gegenstandslos. Man könnte Geld zwar noch *denken*, aber den gewöhnlich gemeinten, realen Gehalt dieses Gedankens gäbe es dann nicht mehr.

Zum anderen ist die globale Geldmenge ein *universum*, also ein *Ganzes* im Sinne einer ‚Einheit der Vielheit‘. Wird die Geldmenge erhöht, gibt es von dem, was Geld in seinem innersten Wesen ist, weder mehr noch weniger als zuvor, sondern das Geldganze wird lediglich *kleinteiliger*. Ein erhöhter Warenumschlag erfordert zwar mehr Geld bzw. ein kleinteiligeres Geldganze und vice versa, aber nur eine Erhöhung der Anzahl *Teilnehmer* in einer Ökonomie wird unter einem gewissen Sichtpunkt, wie wir sehen werden, realen Zuwachs der gesamten Geldmenge bewirken. Dieserart Thesen gilt es zu ergründen, und hieraus werden sich Urteile über die kurrente Praxis des Geldes herleiten lassen.



Die Arbeit ist in zwei Hauptteile gegliedert. Im Teil I soll die Suche nach Antworten auf die Frage, was Geld ist, mit einem Streifzug durch wichtige Stationen der Geldgeschichte eröffnet werden. Die historischen Erscheinungsformen zeigen die Wandelbarkeit des Geldes und legen nahe, dass unser Geld und das moderne Geldsystem Ergebnis einer historischen Entwicklung sind und dass sie sich dem entsprechend in Zukunft auch weiter verändern werden. Außerdem dient die Betrachtung als Introdution und historisch-gedanklicher Folie für die anschließende, teilweise abstrakte Untersuchung.

Im Teil II werden zunächst die Widersprüche zwischen einer Auffassungen des Geldes als Objekt mit inhärentem Wert und der als Zeichending, das auf einem Geldwert verweist, der nicht im selbigen Ding enthalten wäre, diskutiert. Geld lässt sich in mehrfacher Hinsicht als Medium betrachten. Erstens indem es als Tausch- und Zahlungsmittel zwischen Gesellschaftsakteuren vermittelt. Zweitens, und dieser Punkt ist für diese Arbeit wegweisend, muss man von demjenigen was als Geld gehandhabt wird sagen, dass es eigentlich nie die Kaufkraft oder der Wert (nennen wir es *Geldwert*), der ihm zugeschrieben wurde auch gewesen ist, sondern dass es am ehesten als Zeichen und als semiotisch operierende Struktur konzipiert werden muss. Dementsprechend sollen die unterschiedlichen Seinscharakter des Geldzeichens und des bezeichneten Geldwertes erläutert werden.

Die Inanspruchnahme des Zeichenbegriffes hat jedoch Tücken. Um die Rede von Zeichenprozessen (im Allgemeinen) und von den Erscheinungsweisen des Geldes und des Geldwertes auf feste Füße zu stellen, schien es mir nötig, einen Exkurs einzufügen, bevor mit der eigentlichen Durchführung des analytischen Teils begonnen werden konnte. Bei der eingefügten Skizze handelt es sich in großen Teilen um Ergebnisse, zu denen ich in verschiedenen Arbeiten im Laufe meines Studiums, vorwiegend in Auseinandersetzung mit Texten von Edmund Husserl (1980, 1976, 1966) und Jacques Derrida (1988), gekommen bin. Die vorliegende Darstellung entfaltet jedoch Konzepte, die über die Ansichten und Schlüsse dieser beiden Autoren hinausgehen, sodass es sich im Endeffekt um eine am Wahrnehmungssubjekt orientierte, synthetische Zeichen- und Wahrnehmungstheorie handelt. Um die Darstellung im Haupttext bündig zu halten, habe ich Zitate und

Erläuterungen weitgehend in die Fußnoten verlegt. Diese Vorgehensweise schien mir nicht zuletzt deshalb sinnvoll zu sein, weil diese Theorie im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht Selbstzweck, sondern vielmehr einen begrifflichen Hintergrund für die theoretische Auseinandersetzung mit der Struktur und dem Phänomen des Geldes bilden soll. Eine der Komplexität der Thematik und der zugrundeliegenden Texte gebührende Behandlung erfordert vom Umfang her eine eigene Arbeit doch dann wäre es zu der Analyse des Geldes nicht gekommen.

Geld ist keine Naturerscheinung, sondern ein Kulturprodukt und somit ein Produkt des menschlichen Geistes. Tiere verwenden kein Geld. Ohne den Menschen würde es das Geld nicht geben, die natürlichen Dinge aber wohl. Kulturprodukte sind Artefakte und unterscheiden sich von den Naturdingen darin, dass sie für Tiere oder auch für die Allerjüngsten unter uns etwas sind, das nicht oder kaum Aufmerksamkeit auf sich zieht, das für sie nicht dem gewöhnlichen Sinn nach da ist, oder das für diese sogar schlechthin *nicht* da ist. Dies wird später näher erläutert. Doch was kennzeichnet Geld als solches, und was macht etwas zu *Geld*? Manche gängigen Antworten hierauf lauten, dass Geld Zahlungsmittel, Wertmaß und Wertspeicher ist, und als Geld verwendet wird was als Geld definiert wird. Üblicherweise wird Geldwert als identisch mit dem Geldzeichen oder als inhärente Eigenschaft von Gütern (z.B. Gold) oder Kreditvereinbarungen (Schuldansprüche) aufgefasst. Des Geldwertes ohne solche Verkürzungen der Tatsachen habhaft zu werden und diesen sprachlich zu benennen ist gar nicht einfach. Um Geldwert begreifbar und um einzelne Mengen davon zu erfassen, behilft man sich gewöhnlich mit arithmetischen Nennungen und einer Währung als Maßeinheit. Je nach Währung mag dieselbe Wertmenge durch beliebig große oder kleine Zahlen dargestellt werden, sodass die Größenordnung der verwendeten Zahlennamen ohne eine umfassende Kontextualisierung fast keine Aussagekraft hat. Wie unbeständig die Kaufkraft einer Währungseinheit sein kann, tritt umso deutlicher in Erscheinung umso länger es diese Währung gegeben hat. Aber selbst fiktive, inflationsfreie Vergleichswährungen würden mehr hinderlich als hilfreich für das begriffliche Erfassen und eine akkurate Beschreibung vom Wert eines Geldzeichens sein. Dieser Arbeit liegt die Hypothese zu Grunde, dass der Geldwert keinen anderen Nukleus besitzt, als das Verhältnis zwischen dem Geldwert-

ganzen und dem gesamten Marktumsatz. Es wird insofern eine quantitätstheoretische Position vertreten, doch wie ersichtlich werden wird handelt es sich um eine spezielle Form derselben.

Während im Kapitel II.2 die inneren Strukturen von Geldzeichen und Geldwert im Fokus stehen, wird im Kapitel II.3 das Geld im Kontext seiner gesellschaftlichen Praxis angeschaut. Dabei gewinnen die Betrachtungen nicht nur an Anschaulichkeit, sondern auch ihr gewissermaßen gesellschaftskritisches Potential beginnt, Kontur anzunehmen. Im Kapitel II.4 schließlich wenden wir uns erneut der Frage der Deckung des Geldes bzw. dem Ursprung des Geldwertes zu. Es wird versucht, eine Umdeutung seiner funktionalen Rolle im Warentausch zu vollziehen und eine Interpretation des Geldwertes zu entwickeln, wonach der Wert nicht in Warenwerten, sondern in den am Marktgeschehen teilnehmenden Menschen begründet würde.

## **Teil I: Rückschau auf ausgewählte Motive der Geldgeschichte**

### ***I.1 Das Kind und das Geld***

*Was Geld ist? Nun, als Kind wusste ich das ganz genau. Ich lernte es in Form von geprägten Metallscheibchen und festen Papierzetteln kennen. Und, dass diese schönen Banknoten besonders wertvoll waren, leuchtete mir ein, denn, so fand ich, das könne man ihnen ansehen und mit eigenen Fingern spüren. Diese Gegenstände, die ich also in der Hand hielt, sie waren Geld, und der Wert, den jedes einzelne Stück davon hatte, steckte in ihm: das Geld und sein Wert waren hier und jetzt in diesen Dingen selbst vorhanden. Die Vorstellung, dass sein Wert durch Inflation vermindert oder sogar zum Verschwinden gebracht werden könnte, war mir zwar bekannt, aber nicht nachzuvollziehen. Noch etwas meinte ich vom Geld zu wissen: dass man einst Geldscheine zu ihrem Wert an Silber und Gold bei einer Bank eintauschen konnte. Und in einer noch fernerer Vergangenheit würde man doch wahrhaftig mit echten Gold- und Silbermünzen bezahlen, wann immer man einkaufen ginge...*

*Weiter erstreckten sich die kindlichen Vorstellungen nicht, mitunter waren sie wenig differenziert. Was aus jenem Geld meiner Kindheit geworden ist, wenn ich heute mit einer Bankkarte zahle oder per Internetbanking über meine Kontenguthaben verfüge, darüber mag ich rätseln. Wo ist es geblieben? Und inwiefern ist das elektronische Geld überhaupt noch ein Geld wie jenes? Zum einen sind die flimmernden Zahlen, die im Netzbank-Interface auf dem Bildschirm meinen jeweiligen Kontostand angeben, gewiss nicht das Geld, das ich habe, sondern eben nur dies: Zahlen, die mein Guthaben zeichenhaft und rechnerisch darstellen. Zum anderen ist mein Konto bei der Bank kein bloßes Regalfach, in welchem Banknoten säuberlich gestapelt und stets den jeweiligen Kontostand entsprechend, bereit liegen. Dies en detail zu reflektieren wäre für ein Kind verwirrend.*

### ***I.2 Golddeckung***

Die Generationen, die meiner unmittelbar vorangingen, kannten noch aus ihrer eigenen Lebenszeit die gesellschaftlich und politisch umhiegte Vorstellung der Golddeckung. Dieser zufolge ist das eigentliche Geld das Gold in den Zentralban-

ken, während das Geld, das Jedermann tagtäglich verwendete, lediglich Zeichen waren, die auf jenes Gold verwiesen – und ihr Wert als Tauschmittel war durch das Vorhandensein des zentral verwahrten Goldes garantiert. Bis 1972 gab es den sogenannten Gold-Dollar-Standard, der 1944 im internationalen Abkommen von Bretton Woods die Währungen weltweit in ein festgelegtes Wertverhältnis zum US-amerikanischen Dollar banden, während der Dollar wiederum in einer stabilen Relation zum Gold ruhen sollte. Nun aber wurde die währungsregulierende Funktion dieses Vertrages durch den alsbald zur Reife herangewachsenen internationalen Geldmarkt übernommen, zu dessen erfolgreicher Karriere die junge Computertechnologie wesentlich beigetragen hatte (vgl. Türke 2015, 343).

Vor dem ersten Weltkrieg waren die meisten Währungen direkt an Goldreserven gekoppelt. Aus diesem Grund mussten die Staaten stets dafür sorgen, ihre Notenbanken mit genügend Vorräten an, oder Anleihen auf Gold auszustatten. Mit dem Kriegsbeginn 1914 wurde die Anbindung ans edle Metall jedoch überall in rascher Folge aufgegeben. Freilich in der Überzeugung, dass es sich um eine vorübergehende Maßnahme handeln sollte, denn man fürchtete rückhaltlose Inflation, infolge der Loslösung vom Gold – ein Bedenken, das sich bald, zwischen den Kriegen, zunächst zu bestätigen schien.

Im Jahr 1694 wurde die *Bank of England* als erste zentrale Notenbank gegründet.<sup>2</sup> Zuvor hatte es im Land eine Vielzahl privater Bankunternehmen gegeben, die das Edelmetallgeld reicher Bürger aufbewahrten. Es war vorteilhaft, sein hochwertiges Geld auf diese Art vom realen Münzkreislauf fernzuhalten, weil sich dort eine dramatische und lange andauernde Münzverschlechterung vollzog, die vorwiegend vom Staat selbst verursacht wurde. Diese Bankiers waren des Öfteren ursprünglich Goldschmiede: eine Gruppe Handwerker, die unter anderem dadurch, dass sie die Reinheit von Gold und Silber genau zu bestimmen wussten, zum Bankgeschäft berufen waren (vgl. 265). Die Bankkunden erhielten für ihre Einlagen Quittungen, anfangs *Goldsmith Notes* genannt, mit der sie an-

---

<sup>2</sup> Der Vorgänger der schwedischen Reichsbank, *Stockholms Banco*, gab zwar seit 1661 Banknoten aus, wurde aber 1664 wieder aufgelöst (vgl. Sveriges Riksbank online: <http://www.riksbank.se/en/The-Riksbank/History/Money-and-power-the-history-of-Sveriges-Riksbank/Stockholms-Banco> (18.01.2017)).

stelle des Metallgeldes ihre kaufmännischen Geschäfte tätigten. Diese Noten waren dergestalt, dass wer sie erhielt, sie jederzeit gegen ihren Nominalwert an Edelmetall einlösen lassen konnte. Andernfalls konnte er sie im Tausch gegen Waren weitergeben (vgl. 265f). Als die Zentralbank begann, den vielen Bankiers die Funktion der Edelmetall-Verwahrung abzunehmen, wurde die Praxis der Einlösbarkeit von Banknoten noch lange Zeit fortgeführt (vgl. 279).

Fünfhundert Jahre zuvor, Ende des 12. Jahrhunderts, hatten Kaufmänner der großen Stadtstaaten Ober-Italiens begonnen, zur sicheren Aufbewahrung und erleichterten Handhabung ihre Geldvorräte beim Wechsler zu hinterlegen. Sie richteten dafür bei diesem ein *conto corrente* ein. Wiewohl solche Bankkonten zunächst per Gedächtnis geführt worden sind (vgl. 163), handelt es sich seiner Struktur nach von Anfang an um ein *Buchgeldsystem*. Wenn nun einer dieser Kaufmänner eine Summe an einen anderen zu zahlen hatte, musste das Geld nicht aus der Truhe des einen entnommen, gezählt und unter Gefahren zum Haus des Empfängers getragen werden, sondern, der zahlende Kaufmann wies lediglich den Wechsler dazu an, die Zahlung für ihn zu tätigen. Wenn beide Kaufmänner ihr Geld beim selben Wechsler hatten, zog dieser den Betrag vom Kontoguthaben des ersten ab und rechnete es dem des Zweiten hinzu, ohne dass eine einzige Münze bewegt wurde (vgl. 164).

Die Geldeinlagen der Bankkunden wurden nie nach Inhaber getrennt gelagert, sondern stets nach Münzarten sortiert, sodass es nur per Gedächtnis und Absprache, später durch die Buchführung, möglich war, die *Vermögensvolumina* der einzelnen Kunden zu erfassen und zuzuordnen (vgl. 163). Weil die Bankiers beobachteten, dass die Einschüsse aller Kunden nie gleichzeitig abgehoben wurden, kalkulierten sie diesen Umstand mit ein, und vergaben auf den Edelmetallbestand *zusätzlich* Kredite (vgl. 164). Die einige Jahrhunderte späteren englischen Bankiers sind auf vergleichbare Weise vorgegangen, indem sie *insgesamt* mehr Geldnoten ausstellten und verliehen, als durch Edelmetall in ihrem Gewölbekeller gedeckt war (vgl. 266). Es waren nach wie vor edelmetallgläubige Zeiten, in der nur Gold- bzw. Silbermünzen Geltung als wahres und eigentliches Geld hatten. Banknoten wie Kontengutschriften hatten nur durch den gesellschaftlich

verbürgten Anspruch auf den zum jeweiligen Zeitpunkt feststehenden Wert an Metall ihre Glaubhaftigkeit als gültige Zahlung. Die Praxis der Teildeckung wurde dementsprechend, sobald davon das Wissen an die Öffentlichkeit drang, als Vertrauensbruch empfunden. Was die Bankiers damals mehr oder weniger im Geheimen trieben, wurde jedoch später akzeptierte und legale Praxis (vgl. Douglas et al. 1939, 16).<sup>3</sup>

### **1.3 Münze**

Vor dem italienischen Buchgeldsystem wurden ausschließlich Münzen aus edlem Metall als Geld verwendet. Wert und Kaufkraft dieses Geldes steckten damals vorwiegend in der natürlichen Tatsache der Materialität des Geldes – oder zumindest haben die Menschen damals so in etwa ihr allgemeines Tauschmittel gesehen und ähnliche Vorstellungen von diesem historischen Geld sind auch heute noch verbreitet. Die Glaubwürdigkeit, die Vorrangigkeit sowie die Fähigkeit von Münzen, als besonderes und universelles Tauschmittel zu funktionieren, so meinte und meint man demnach, entstünde aus ihren naturwüchsigen Eigenschaften: genau diese, edlen, schönen, haltbaren, knapp vorhandenen und begehrten Materialien zu sein. Die Beglaubigung der Herrscher, die die Münzen prägen ließen, war vielleicht nicht bedeutungslos, doch dem Gefühl nach galt sie als nachrangig, beruhte doch die Kaufkraft der Münze auf ihrem Metallgehalt. Die Prägezeichen sollten den Wert nicht direkt, sondern erst indirekt verbürgen, indem es den Metallgehalt außer Frage stellte. Bei genauerem Hinsehen stellt sich jedoch heraus, dass die Rangordnung von Prägung und Materialität stets genau umgekehrt gewesen ist.

Der gesellschaftliche Durchbruch von Gold und Silber als universelle und vorrangige Zahlungsmittel des profanen Handels gelang erst in der Zeit, nachdem sie etwa im 7. Jh. v. Chr. in Form von geprägten Münzen in Umlauf kamen. Obschon als gesichert gilt, dass Edelmetalle (vorwiegend Silber) bereits in den sumerischen Hochkulturen Mesopotamiens des 3. Jt. v. Chr. als „einheitliche Preisaus-

---

<sup>3</sup> Obwohl die Edelmetalldeckung inzwischen der Geschichte angehört, hat sich die Praxis der Teildeckung nicht erübrigt und ist im gegenwärtigen Deckungssystem noch immer der Modus Operandi des Bankwesens (vgl. Douglas et al. 1939, 16).

drucksmittel“ funktioniert haben (vgl. Emanuel Seitz 2012, 80), so erfüllten sie die längste Zeit diese Funktion als Wertmesser im Rahmen eines Systems von Äquivalenzen, ohne faktisch selbst als Tauschvermittler umlaufen zu müssen (vgl. Johannes Renger 1995, 291f.; siehe auch unten, Kapitel I.6). Archäologische Funde lassen erkennen, dass Silbermünzen noch Jahrhunderte nachdem sich die Münztechnik verbreitet hatte, zum Teil zerhackt und abgewogen wurden (vgl. Hans-Markus von Kaenel 2012, 84), und aus Zeiten vor der Münze kennt man Horte von Gold- und Silberschrott, die nach Gewicht, nicht nach Form normiert gewesen sind (vgl. Seitz, 81). Dieserart Funde zeigen, dass es den Münzen im Voraus eine Tradition der Edelmetallzahlung gegeben habe, in der eben nicht mit einer *Anzahl* einer Währungseinheit bezahlt wurde, sondern nach Gewicht eines bestimmten Materials (vorwiegend Edelmetall, sogenanntes *Wägegeld* oder *Hackgeld*, bzw. *-metall*; vgl. Kaenel, 85). Und vor diesem Hintergrund scheint die Erfindung der Münze lediglich darin zu bestehen, solche gewichtsnormierte Metallstücke mit einem Bild zu versehen (vgl. Seitz, 81).

Abgewogene Edelmetalle sollen überall im Raum des östlichen Mittelmeers und des vorderen Orients akzeptiert worden sein (vgl. ebd.). Auch wenn sie dementsprechend ganz allgemein einen kulturellen Sonderrang gehabt haben, so gehören sie dennoch einer Vielzahl von Materialien und Gegenständen an, die zu jener Zeit als *Naturalgelder* funktioniert haben. Nach Gewicht – anstelle nach Stückzahl – getauscht, wurden die Edelmetalle allerdings wie Naturalgelder gehandelt, insofern nämlich, dass zwischen ihrer Funktion als Handelsgut und der als Tauschmittel kein grundsätzlicher Unterschied bestand. Die Ware des Einen war des Anderen Zahlungsmittel und vice versa. Mit dem Beginn der Münze aber änderte sich die Zahlungspraxis dahingehend, dass die Funktion des Tauschmittels sich von der Warensphäre ablöste und zu einer speziellen, allen anderen Waren *entgegengesetzten* Objektart wurde (vgl. Türcke 2015, 220), und diese Funktion behielt die Münze für sich.

Wie sehr das Edelmetall durch die Prägung eine neue Potenz empfing, zeigt sich daran, wie rasant sich die Geldpraxis des gemünzten Edelmetalls ausbreitete. „In hundert bis hundertfünfzig Jahren,“ so Türcke, „atemberaubend schnell für an-



tike Verhältnisse, hat [...] [die Münze] sich im gesamten griechischen Raum verbreitet und heftige Bewegung in die Sozialstruktur der Polis gebracht.“ (Türcke, 104) Die gesellschaftlichen Umwälzungen, auf die Türcke hinweist, hatte beispielsweise Sophokles im 5. Jh. v. Chr. beschrieben und der Münze zur Last gelegt (vgl. Türcke, 105).

Mit der Münze sind, im Vergleich zum Hackgeld, wesentlich zwei Neuerungen ins Spiel gekommen: Durch die Prägung wurden zum einen, normierte Gewichtseinheiten einer bestimmten Metallqualität als nominale Einheiten konkreter Zahlungsobjekte festgelegt *und* versiegelt. Die Norm ist beim Wägegeld bereits vorhanden gewesen (vgl. Seitz, 81). Wenn somit aus der nicht zählbaren Sache (*Metall*) eine zählbare (*Münze*) gemacht wird, geschieht zwar eine Vereinfachung des Bezahlvorganges, aber es vollzieht sich zugleich eine radikale Abstraktion: jetzt kann man Geldwert *zählen*, ohne dabei die Qualität des Gezählten einschätzen zu müssen. Indem man das Metall *zählbar* machte, wurden die aus ihm gemünzten Stücke zu Zeichen einer *Anzahl*. Die Münze ist keine approximative, sondern immer eine *exakte* Anzahl gewesen. Sie ist *ein* Stück, *eine* Zahlungseinheit, und im Unterschied zu vielen Naturalgeldern ist sie ganz zu geben oder zu nehmen. Womöglich scheint dieser Unterschied zwischen Hackgeld und Münze so trivial, dass ihm deswegen recht wenig Beachtung geschenkt worden ist. Manche Autoren unterstreichen jedoch die strukturelle Verwandtschaft der Münze mit Zählsteinen: Cockshott et al. nennen ihre Funktionsweise *abakisch* („abacic“), indes die physischen Münzbewegungen zwischen die Geldbörsen zweier Personen die Änderungen ihres Vermögensstands ähnlich erfassen, wie das Verschieben von Steinen auf einem Abakus oder einem Rechentisch (vgl. Cockshott et al. 2009, 211). Von Braun verweist bei ihrer Darstellung des Zusammenhangs zwischen Geld und Schriftlichkeit auf Denise Schmandt-Besserat, der zufolge Schriftsysteme aus frühen Formen von Buchhaltung, und diese wiederum „aus den ›Zählsteinen‹ für die Herdenzählung entstanden“ sein sollen (Braun 2012, 33).

Zum anderen wurden den Metallstückchen Bilder eingeprägt. Durch das Prägebild wurden sie zum Zeichen einer Autorität, dessen Unantastbarkeit auch die Münze verschonen sollte. Ähnlich wie das Siegel eines Briefs, ‚spricht‘ das Münz-

bild aus, dass was durch dieses verschlossen wurde, nicht beliebig zerbrochen oder aufgebrochen werden darf: Münzen sollen als Ganze verkehren. Wer das Siegel dennoch bricht, verstößt gegen die Hoheit des Urhebers. Die ersten Prägebilder waren Zeichen von Gottheiten, oder verwiesen „auf den mit ihrer Verehrung verbundenen Opferkult: Tieropfer (Stierköpfe), Opferwerkzeuge (ein Beil) oder auch Fruchtbarkeitssymbole.“ (Christina von Braun 2012, 44). Auf den griechischen Inseln blieb dieser Gebrauch zweihundert Jahre länger bestehen, als etwa bei den persischen Achämeniden; erst Alexander der Große (356-323 v. Chr.) ließ das eigene Konterfei auf einer griechischen Münze erscheinen (vgl. Braun, 30). Stellten die eingepprägten Merkmale die Schutzgottheit des Herrschers, seiner Stadt oder die Gottheit eines Tempels dar, wurden die menschlichen Urheber dennoch *mit*-gekennzeichnet, dieweil sie der jeweiligen Gottheit zugehörig waren (vgl. Kaenel, 84). Aber ebenso wichtig wie die Identifikation des Prägeherren wird die religiöse Beglaubigung durch das Prägebild gewesen sein: Wer das Siegel bricht, handelt sodann nicht nur gegen seinen Herrscher, sondern auch gegen die göttliche Hoheit, und muss daher ebenso mit ihrer Ungnade rechnen (vgl. Türcke, 103). Viele altertümliche Herrscher vereinten weltliche und sakrale Befugnisse in sich, nicht etwa weil sie priesterliche Tätigkeiten an sich gerissen hätten, sondern weil die gesellschaftlichen Rollen: „Machthaber und Priester [...] noch nicht klar geschieden [waren].“ (76) Mehrere der frühen Münzherren sind jedoch *Tyrannen*<sup>4</sup> gewesen, die keine dynastische oder transzendente Legitimierung hatten (vgl. Braun, 27), die aber dennoch den Schutz einer Gottheit für sich beanspruchten (vgl. Türcke, 103).

#### **1.4 Konkurrenz von Prägung und Materialität**

Die ältesten bekannten Münzen wurden aus gegossenen Schrötlingen gemacht, indem man diese mit einer Punze (Münzstab) in der Reliefmatrize des Münzbildes hineinschlug (vgl. Kaenel 2012, 84). Das so eingepprägte Bild machte aus dem Stückchen glänzenden Naturstoffs ein Zeichen. Entwicklungshistorisch, im Ver-

---

<sup>4</sup> Der Ausdruck *Tyrann* bezog sich anfangs nicht speziell auf Gewaltherrscher, sondern bezeichnete lediglich Poliskönige, die ihre Macht auf persönlichen Reichtum gründeten. Dass dieser Reichtum Ergebnis kaufmännisches Wirtschaftens wäre (vgl. Braun 2012, 27), ist gut möglich, plausibler noch scheint mir jedoch Türckes These, dass es sich um zusammengerafftes Kriegsbeute, „geraubt aus Tempeln unterworfenen Stämme“, handeln mag (Türcke 2015, 88, vgl. auch 100f.).

hältnis zur Praxis des Wägegeldes, mag die Prägung von Münzen eine ihrer Materialität *hinzugekommene Zusicherung* darstellen (vgl. Seitz 2012, 81). In praxi erhob sie sich aber sofort zum primären Modus der Beglaubigung, zu welchem die Materialität nunmehr subsidiär war. Wenn frühe Münzherren die gesellschaftliche Annahme ihrer Münze als Zahlungsmittel unter Anwendung oder zumindest unter Androhung von Gewalt forciert haben (vgl. Türcke 2015, 101), so würde dies die Vorrangigkeit des Zeichenaspekts zur Beglaubigung des Münzwertes umso mehr befestigt haben. Denn, es nützt wenig, den Feingehalt zu kennen, wenn man das Zahlungsmittel ohnehin annehmen muss. Der Münzherr bürgte für die Reinheit des Metalls, und das Vertrauen in die Echtheit des Siegels sollte den Aufwand einer Prüfung von Gewicht und Feingehalt erübrigen. Es sollte hierbei der Gesichtspunkt nicht vergessen werden, dass die Beglaubigung durch Prägung durchaus auch dazu beigetragen haben könnte, die gesellschaftliche Annahme von Edelmetall als Tauschmittel überhaupt erst zu ermöglichen. Es ist davon auszugehen, dass, zur Zeit der Münzanfänge, nur wenige das Wissen und die Mittel gehabt haben, den Feingehalt von Wägemetall überprüfen zu können. Zudem hätte man zur genauen Ermittlung der Quantität eine Waage zur Hand haben müssen. Die Echtheit des Siegels hingegen konnte jeder mit dem bloßen Auge prüfen. Während Tempelherren (und Könige) einen Nutzwert in Gold und Silber *als Materialien* erblickten, so war dies für die restliche Bevölkerung noch lange nicht der Fall. In der frühen Frühgeschichte hatten diese Metalle keinerlei praktische Verwendung, außer der Herstellung von Weihegaben zur Opferung an Gottheiten, und sowohl Metallgewinnung als auch deren Verarbeitung fanden in struktureller Nähe zu den Tempeln statt (vgl. Türcke, 81).

Die zahlreichen Aufgaben der Tempel, verbunden mit ihrer seit jeher üblichen, wirtschaftlichen Art mit den ihnen verpflichteten Gemeinschaften zusammenzuwirken, ließ sie zu blühenden Wirtschaftsunternehmen heranwachsen, in der sich Reichtümer (darunter die unverderblichen Weihegaben aus Metall) förmlich und konkret ansammelten. Wenn „Edelmetallgebilde“ (81 et passim) später auch als Eigentum von Königen und Häuptlingen in Erscheinung treten, so sind diese anfangs, so Türcke, „mit größter Wahrscheinlichkeit Kriegsbeute, geraubt aus Tempeln unterworfenen Stämme und zusammengerafft in dem Wunsch, die er-

hebende und schützende Kraft, die geweihtem Metall innewohnen soll, auf die Person des Königs umzulenken.“ (88) Erst allmählich werden Könige die Metallgewinnung selbst veranlasst und eigene Feinschmiede beschäftigt haben (vgl. ebd.). „Jene königliche Goldgier, von der Midas die mythische Verkörperung darstellt, ist kein allgemein menschlicher Trieb, sondern zunächst ein spezifisches Machthaberbegehren, das sich an einer bestimmten astralreligiösen Aufladung von Edelmetall entzündet.“ (Ebd.) Wenn nun die Metalle dafür verwendet wurden, königliche Macht und Hoheit zu demonstrieren, so wird auch dies ein Abkömmling der Schutzfunktion gewesen sein: denn wer sich unter dem Schutz einer Gottheit wähnt und dies zur Schau trägt, der scheint, eben durch die Selbstdarstellung vor sich selbst und Anderen, den Rückhalt überirdischer Mächte innezuhaben. Beide Funktionen: Schutz und göttlicher Abglanz, sind grundsätzlich je für sich hinreichend, damit Gold und Silber auch jenseits der Tempel als Handelsgut in Umlauf kommen konnten.

Zu Münzen verarbeitet geriet das Edelmetall in weitere Kreise der Gesellschaft hinein und in die Hände von Menschen, die dafür faktisch keinerlei nichtmonetäre Verwendungszwecke hatten. Bestenfalls hätte das gemünzte Metall, dank seiner Zierlichkeit, als Amulett dienen und dadurch einen Markt finden können (vgl. 102).<sup>5</sup> Sobald aber jeder davon welche besäße, würde eine Nachfrage danach gewiss schnell wieder verschwinden. Was den Menschen also blieb, war die Münze anzunehmen, obwohl ihnen dafür ein lebenspraktischer Zweck fehlte. Vermutlich hat sich früh herumgesprochen, dass der Nennwert der Münze auf den Wert des gemünzten Metalls Bezug nahm. Aber dieses *Wissen* würde seinen Nutzwert ebenso wenig steigern können, wie seine Nutzbarkeit vermin-

---

<sup>5</sup> Damit eine Münze (oder anderer Gegenstand) als Amulett angenommen würde, genügt, so meine Vermutung, zunächst der einfache Glaube daran, dass sie wirkt. Für die Funktion als Amulett wie für die als Geld ist insofern die faktische Materialzusammensetzung der Münze einerlei. Nur gilt in beiden Fällen, wenn dieser Glaube an einer Bedingung (wie einer bestimmten Zusammensetzung) geknüpft ist, dass die Glaubwürdigkeit des Gegenstandes in dieser Funktion geschädigt wird, sollte sich herausstellen, dass die Bedingung nicht erfüllt wäre. Inwiefern die Glaubwürdigkeit dabei völlig wegerodiert oder ob sie sich wiederherstellen lässt, hängt von vielen Faktoren ab, aber nicht zuletzt der Frage: wie, wie lange und von wie vielen Menschen dieser Glaube geübt worden ist.

dert würde, wenn der tatsächliche Feingehalt erheblich geringer wäre – und davon abgesehen, nochmal, haben es nicht viele Menschen überprüfen können.

Die Münze allein deshalb als Tauschmittel zu akzeptieren, weil man glaubt, sie gegen Beliebigen von gleichem rechnerischem Wert eintauschen zu können, und völlig bar jeder Erwartung, darin eine Warenfunktion zu erkennen, impliziert einen kognitiven Schritt, der für uns heute völlig trivial erscheint. Zu Beginn der gesellschaftlichen Karriere des Münzgeldes jedoch musste dieser Gedanke von jedem Einzelnen erstmals und grundsätzlich eingeübt werden. *Triebaufschub*, *Triebverschiebung* und *Triebumleitung* nennt Türcke die inneren Prozesse, die damals vom Kollektiv und Einzelpersonen erlernt werden mussten (vgl. 107). Türcke zufolge sollen die Leibgarden von Tyrannen unter den ersten gewesen sein, die mit gemünztem Metall vertröstet wurden.

Die Garde hatte nun nicht mehr direkt an der Habe des Tyrannen teil, an der Beute, die er machte, an den Tributen, die ihm zuflossen; sie bekam ein Äquivalent dafür. Sie wurde genötigt, Umwege zu gehen, bei anderen zu holen, was sie sonst direkt von ihm bekam. Dazu musste sie von den Objekten ihres Verlangens und deren Kontext zunächst einmal absehen und sich mit einem Mittel begnügen, das ihr gestattete, ihr Verlangen andernorts an einem Surrogat des verlangten Objekts zu stillen. Anders gesagt: Der Münzempfänger mußte lernen, sein Verlangen aufzuschieben – zunächst zu verschieben auf ein Mittel, das sich nicht konsumieren ließ und in seiner Beschaffenheit und Gestalt mit dem verlangten Genußobjekt in keinerlei erkennbaren Zusammenhang stand. (106f)

Und das zunächst entgegengenommene Objekt, auf das das Verlangen mittelbar verschoben werden musste, gab, wie wir oben gesehen haben, wenig Anlass dafür, sein Begehren stattdessen auf *dieses* Objekt zu verschieben (es lenkte insofern auch nicht vom ursprünglichen Begehren ab), sondern ließ das Verlangen solcherart aufschieben, dass es ein wenig verzögert und an einem anderen Ort erfüllt werden könne.

Die Nachrangigkeit der Materialität der Münze zur Beglaubigung ihres Werts eröffnete tatsächlich der Geldausweitung durch Herstellung unterwertiger Münzen Tor und Tür. Im Lydischen Reich, wo, nach dem heutigen Wissensstand, die überhaupt ersten Münzen um 600 v. Chr. aufkamen, bestanden die Münzen zunächst vorwiegend aus dem Gold-Silbergemisch *Elektron* (Kaenel 2012, 83). Binnen weniger Jahrzehnte jedoch, so von Braun, „stieg der Silberanteil auf fast 100

% [...], und dennoch wurden sie zum offiziellen Wert von Elektron gehandelt. Schon bei den ersten Münzen weicht also der Geldwert vom Materialwert ab; das Zeichen ermöglichte die Geldausweitung.“ (Braun 2012, 28). Spätere Münzherren würden sodann das Silber allmählich durch noch billigere Metalle ersetzen. Die Geschichte der Münze aus Gold und Silber besteht in großen Teilen aus Perioden schleichender Münzverschlechterung, die auch dann noch nicht zu Ende sind, wenn unerträgliche Preissteigerungen folgen (vgl. Braun, 32f.). Wie lange und in welchem Maße verschiedene Gesellschaften die Geldausweitung erduldet haben, wird sicher durch ihre Kenntnisse von der je aktuellen Münzqualität beeinflusst worden sein, zudem spielen die kollektiv akkumulierten Erfahrungen mit Falschmünzern und königlichen Emissionspraktiken mit. Dass Feingehalt und Gewicht für das Münzvertrauen eine in praxi untergeordnete Rolle gegenüber der Prägung gespielt haben soll, heißt noch lange nicht, dass sie gleichgültig gewesen ist. Vielmehr gilt für die Materialität, dass sie sich, anders als die aufgeprägten Zeichen, keiner Entweder/Oder-Logik fügt: Zwischen echt und unecht gibt es jede Abstufung, und somit ist die materielle Qualität weitaus mehr als die Prägung eine Frage des individuellen Ermessens (vgl. auch Türckes Anmerkungen zu Münze und Wechsel, 264f.). Es ist nicht anzuzweifeln, dass die Glaubwürdigkeit der Münze in Leidenschaft geriet, wenn ihre Substanz nicht stimmte. Wenn jedoch die Preise stabil blieben und Münzverschlechterung in recht kleinen Schritten erfolgte, wird der Unterschied zu einer Geldausweitung durch hochwertige Münzen kaum zu bemerken gewesen sein.

Im Laufe der Geschichte des Edelmetallgeldes nimmt im kollektiven Bewusstsein die Bedeutung der Münzsubstanz immer mehr zu, während der Beglaubigung durch die Prägehoheit mit zunehmendem Misstrauen begegnet wurde. Mit verursacht wurde diese Entwicklung sicherlich auch dadurch, dass sich Wissen, Methoden und Hilfsmittel zur Prüfung des Feingehalts stets verbessert und verbreitet hatten. Weil Münzen etlicher Jahrgänge und aus der Herstellung vieler verschiedener Herrscher weit umherliefen, mussten Geldwechsler nicht lediglich den aktuellen örtlichen „Marktwert“ der Währungen untereinander wissen, die sie kauften und verkauften, sondern sie mussten auch den Edelmetallgehalt jeder Sorte kennen oder im Zweifelsfall Methoden dafür haben, den Feingehalt zu

bestimmen, um den Münzwert ermitteln zu können. Man kann sich heute kaum vorstellen, wie schwierig der Umgang mit Geld in solchen Zeiten gewesen sein muss: Verfügte man selbst über keine Möglichkeit, den Feingehalt zu untersuchen, würde man für seine Waren und Dienstleistungen gegebenenfalls Geld zu dessen Nennwert akzeptieren müssen, aber könnte für dieselben Geldstücke nur zum Wert ihres Feingehalts Waren erhalten. Wenn Geldbewegungen im *conto corrente*-System oder per *goldsmith notes* erfolgten, repräsentierten sie zunächst Münzen, die in Banken eingelagert waren. Die deponierten Münzen waren auf diese Weise vom allgemeinen Münzkreislauf getrennt und dadurch von Geldverschlechterungen weniger betroffen.<sup>6</sup> Türcke zufolge war gerade dieser Effekt ein zentrales Motiv für die Entstehung der englischen Praxis der *goldsmith notes* (vgl. Türcke, 265f). Aber anstelle der Münzverschlechterung trat alsbald die zuvor erwähnte Praxis der Teildeckung.

### **1.5 Gerätegeld und Wägegeld**

Zwischen Zeichen und Materialität als Beglaubigungsmodi der Münze besteht ein Widerspruch, der sich nie richtig auflösen lassen hat. Es handelt sich dabei um zweierlei Wert-Repräsentationssysteme verschiedenen Ursprungs, die in der

---

<sup>6</sup> Selbst hochwertige Münzen konnten Kaufkraft verlieren, und das ganz ohne dass ihr Feingehalt angetastet wurde. Solche Episoden haben sich zugetragen, wenn die Gesamtgeldmenge durch die Zufuhr von Gold oder Silber zu schnell erhöht wurde. So zum Beispiel im römischen Reich unter Cäsar, als es infolge seinen „erfolgreichen gallischen Eroberungszügen einen Überschuss an Edelmetallen in Rom [gab], der die Grundstückspreise rasant ansteigen ließ, weil Geld nichts mehr wert war und die Nachfrage nach Grundstücken als einzig sicherem Wertaufbewahrungsmittel immens zunahm.“ (Braun 2012, 23; einschl. Zit. n. Sitta von Reden.) Ähnlich kam das Osmanische Reich des 15. Jahrhundert „in ökonomische Schwierigkeiten“, als Spanien begann „aus Südamerika Gold zu importieren“ (ebd.). In den meisten anderen Ländern Europas hingegen war der Bedarf nach Edelmetall zur gleichen Zeit so gut wie unersättlich. Obwohl die nationalen Geldmengen immens zunahmen, wurde es nie genug, um den durch Kriege, Industrialisierung und Fernhandel rasant wachsenden Geldbedarf zu befriedigen (vgl. Türcke 2015, 262-264). Eine unveränderte oder sich zu langsam erweiternde Geldmenge kann das Wirtschaftswachstum also durchaus hemmen (vgl. ebd., 220 und Braun, 25). Im Umkehrschluss heißt dies aber auch, dass eine mäßige Ausweitung der Geldmenge den Umsatz von Waren und Dienstleistungen anschwellen lassen kann, ohne dabei die Preise hochtreiben zu müssen. In ebendieser Dialektik befinden sich die Zentralbanken der Moderne, wenn sie die Wachstumsconjunktur durch Leitzinsänderung beeinflussen: Sinkt nämlich das Zinsniveau, werden Kreditgelder billiger, steigt die Bereitschaft von Banken, Privatpersonen und Unternehmen, Kredite zu geben bzw. aufzunehmen, und also wird mehr Kreditgeld geschaffen. Entsprechend schrumpft die Verfügbarkeit von Geld, wenn die Zinsen steigen.

Münze zwar zusammen gekommen sind, aber dennoch nie aufgehört haben, miteinander zu konkurrieren: Die eine Herkunft ist das Natural- und Wägegeld, das, zumindest seiner Idee nach, durch den Realwert des Gegenstandes bzw. des Materials, womit bezahlt wurde, gedeckt war, und das im profanen Bereich vieler Gesellschaften sowohl lokal als auch überregional verwendet worden ist. Diese Genealogie scheint bei weitem am häufigsten in numismatischen Darstellungen der Geldgeschichte vertreten zu sein.

Im Allgemeinen weniger Beachtung wird dem zweiten Ursprung gewidmet, auch wenn er nicht immer unerwähnt bleibt. Es handelt sich hierbei um das, im Grunde zeichenbasierte Wertsystem des *Gerätegeldes*. Dieses Geld hat, noch viel mehr als das Wägegeld, seine Basis im Tempel und den damit verbundenen rituellen Praktiken. Diesem Geld war der Wert des Zeichens als materielles Ding nicht nur nachrangig, sondern größtenteils irrelevant, weil es durch symbolische Aufladung, durch die Autorität des Tempels und durch die reichhaltigen Tempelvorräte gedeckt war. Die Münzen der Tyrannen im Kontrast hierzu, mithilfe derer ihre Gardisten sich Lebensmittel aus fremden Vorratskammern besorgen mussten, waren nicht dergestalt, dass derjenige, der Gebrauchsgüter hergab, sich das Entbehrte aus den Beständen des Tyrannen durch Rückgabe der Münzen erstaten lassen konnte. Aus diesem Grund und wegen ihres fehlenden lebenspraktischen Wertes – der edlen Substanz zum Trotz – waren diese Münzen genauso gedeckt oder eben ungedeckt, wie es die heutigen Münzen und Banknoten sind.

Reale Deckung hingegen hatte, Türcke zufolge, der unmittelbare Vorgänger und Wegbereiter der Münze im griechischen Raum: der *obelos*. Um die Funktionsweise der *obeloi* zu erklären, schildert Türcke zunächst eine Textstelle aus der Odyssee, wo ein Rindsopfer dargebracht wird. Nachdem manche Teile des Tiers der Gottheit ganz verbrannt worden sind, wird das übrige kleingeschnitten, an Spieße gestochen und „mit Vorsicht“ gebraten (vgl. Türcke 2015, 98). Diese

[...]Spieße dürften sowohl als Kriegs- wie als Opfergerät gedient haben. Sie sind aus Eisen, werden nicht als besonders kostbar hervorgehoben, sind aber dennoch ein wichtiges Zugehörigkeitszeichen. Und sie haben einen interessanten Namen. Der hier in Rede stehende Spieß heißt auf griechisch *obelos*. Wer über einen solchen verfügt, darf am Opferschmaus teilnehmen und hat auf so viel Fleisch Anrecht, wie auf den Spieß paßt. Die Teilnahme ist hier bereits als Privileg



vorgestellt. Der Stamm ist längst zu groß dafür, daß alle bequem mitschmausen könnten. (Ebd.)

Zur Zeit der griechischen Polis werden auch die Gemeinschaften einzelner Tempelinstitutionen dieselbe Größengrenze überstiegen haben. Die untergeordneten Priestergehilfen durften daher nicht (mehr) am Opferschmaus teilnehmen, wurden jedoch ersatzweise entlohnt. Zwar bekamen auch sie

[...] einen Spieß ausgehändigt, aber nicht *zur* Teilnahme am Opferschmaus, sondern *statt* Teilnahme. Der Spieß hat eine Größe oder bekommt eine Markierung, die anzeigt, welcher Art und Größe die Fleischportion ist, auf die der Betreffende Anrecht hat. Er kann sie sich zu geeigneter Zeit gegen Entrichtung des Spießes aus den Vorratskammern des Tempels holen. (Ebd.)

Diese neue Praxis ließ den Spieß an sakraler Würde verlieren, eröffnete ihm aber einen neuen Wirkungskreis: „Wenn er Äquivalent für profanes Fleisch sein kann“, war die Voraussetzung dafür da, dass er auch gegen andere Produkte getauscht werden konnte (vgl. 99). Im Rahmen der sich entwickelnden Wirtschaftsverhältnissen der Polis wurden „die Spieße nicht mehr nur zur ritualexternen Abspeisung von Opfergehilfen mit einer bestimmten Portion Fleisch ausgegeben, sondern als Äquivalente für jede Art von Lebensmitteln.“ (Ebd.) Ihre Form veränderte sich: „Die Spitze, die so dezidiert auf Fleisch zeigte, wurde abgeplattet. [...] Aus Spießern wurden Stäbe, und als solche drangen die *obeloi* in den Schulden- und Leihverkehr [der Polis] ein [...]“ (Ebd.) Der Tempel war der Ort, wo Verträge über Leihgeschäfte zwischen Hausherrn geschrieben und geltend gemacht wurden (vgl. 96f). Wenn nun Gläubiger innerhalb der Leihperiode selbst in Not gerieten,

tritt der Tempel ein. Er händigt ihnen *obeloi* aus, gegen die sie bei anderen Hausherrn das Entbehrte eintauschen können. Diese wiederum kennen den Tempel und seinen Vorratsreichtum. Sie dürfen sicher sein, die durch die *obeloi* angezeigte Lebensmittelmenge in seinen Vorratskammern zurückzubekommen. (99)

Genau diese Möglichkeit: die gleiche Lebensmittelmenge, die man gegen das Geldzeichen veräußert hat, vom Geldemittenten zurückzubekommen, die gab es mit der Münze des Tyrannen eben nicht mehr. *Obeloi* sind zwar ähnlich wie Münzen auch zwischen profanen Eigentümern umgelaufen. Während aber die Münzen ihren Gang von Hand zu Hand ununterbrochen fortsetzten, kehrten die *obeloi* „immer wieder hübsch in den Tempelschatz zurück [...]“ (100). Diese Los-

lösung des Geldes vom Tempel scheint insofern, dass die Münzen in manchen Fällen zunächst weiterhin auf heiligem Boden geschlagen wurden, ein marginaler Schritt zu sein, stellt aber einen epochemachenden Unterschied dar. Während der *obelos* stets Anrecht auf eine bestimmten Menge einer bestimmten Ware darstellte, bedeutet die Münze „[...] Anrecht auf alle möglichen Gebrauchsgüter.“ Aber „[k]einem davon steht sie näher als den andern“ (107). Somit ist die Münze ein *universales* Äquivalent geworden.

Als ein irgendwie gestaltetes Metallstück besehen, ist die Münze, ebenso wie der *obelos*, als Gerätegeld wahrzunehmen. Gerätegelder sind nach Form, nicht nach Gewicht normiert, und werden gezählt statt abgewogen. Die Vorstellung, dass die ursprünglichen, eisernen *obeloi* als Geld funktioniert haben sollen, scheint aus numismatischer Sicht wohl deswegen so widersprüchlich zu sein (vgl. Seitz 2012, 81; Begleittext), weil die Kosten ihrer Formgebung verschwindend klein und der Wert ihres Eisengehalts, an Gold und Silber bemessen, noch immer zu gering gewesen sein muss, um den Spießern ein sinnvolles Maß an Kaufkraft zu erteilen. Berücksichtigen wir Türckes These zur ihrer Herkunft und Funktionsweise, wird jedoch klar, warum der numismatische Beschreibungsversuch scheitern muss. Sie übergeht die durchaus erwägenswerte Möglichkeit, dass der Wert solcher Objekte Ausdruck einer Wertkonvention gewesen sein könnte, die eben nicht auf einem Gebrauchsgütermarkt entstanden ist, sondern sich im rituellen Kontext eingespielt hat. Viele der bekannten Gerätegeldobjekte sind denn auch Opferzubehör gewesen oder sind solchem nachgebildet, und genau dieser Hintergrund lässt glaubhaft nachvollziehen, wie die *obeloi* als Zahlungsmittel überhaupt infrage gekommen sein konnten.

Als sich die Verwendung der *obeloi* dorthin differenzierte, dass sie gewisse Mengen verschiedener, je einzeln gekennzeichnete Güter darstellten, wurde dies durch Größe oder zusätzliche Markierungen kenntlich gemacht (vgl. Türcke, 100). Mit diesen Markierungen jedoch kam dem *obelos* ein graphisches Element hinzu, das er nicht allgemein mit anderen Gerätegeldobjekten teilt (Elemente ebendieser Art sind auch die Schrift- und Bildzeichen auf Münzen). Gerätegeldobjekte sind räumliche Gegenstände: ganz konkrete Dinge, die man in die Hand nehmen

oder um die man sich herum bewegen kann. Graphische Zeichen sind indessen, in ihrer Eigenschaft als Markierungen, zwar selbst räumlich, aber ihrem Sinn nach verweisen sie stets auf etwas, das mit der Markierung nicht identisch ist: sie sind eben Zeichen im herkömmlichen Sinne des Wortes. Als solche dürfen die Markierungen auf den *obeloi* nicht einfach unter den oben genannten, rituellen Wertkonventionen subsumiert werden. Ihre semiotische Beschaffenheit lässt eine Verwandtschaft mit solchen Schuldbriefen erahnen, die es bereits viel früher in der Tempelgeschichte gegeben hat, namentlich auf den mehr als zweitausend Jahren älteren Keilschrifttafeln der sumerischen Tempel in Mesopotamien (siehe unten, Kapitel I.6).

Dass die Münze nach wie vor als Weiterentwicklung von gewogenem Hackgold und -silber zu beachten ist, dafür sprechen archäologische Nachweise und überlieferte Texte in aller Deutlichkeit. Das metallistische Beglaubigungsmodell darf daher nicht leichtsinnig verworfen werden. Doch historische Hinweise derselben Art zeigen gleichermaßen, dass man den sakralen Ursprung der Münze ebenso wenig abtun sollte. Demnach müssen wir letztlich schließen, dass Kurantmünzen beide Ordnungen in sich vereinen.<sup>7</sup> Als Gerätegeld betrachtet erhält das Zahlungsmittel eine *zusätzliche* Sicherheit durch den Materialwert, und als Wägegeld besehen vereinfacht sich seine Handhabung indem die Zählbarkeit des Gerätegeldes auf ihn übertragen wird.

Wenn, oder so lange, man Naturalgelder wie Wägemetall als die einzig ernstzunehmenden Ahnherren von Zahlungspraktiken im Allgemeinen auffasst, be-

---

<sup>7</sup> Diese These wird bestätigt durch Forschungsergebnissen von Livio c. Stecchini (1913-1979), ehemaliger Professor für Alte Geschichte am Paterson State Teachers College (heute William Paterson University) in New Jersey. Er vertrat die Ansicht, dass die Entwicklung eines Geldes, dass die griechische Praxis des Gerätegeldes mit der Wägegeldpraxis des südöstlichen Mittelmeerraumes verband, stattgefunden habe, um diesen beiden Märkten zu verbinden: „The dedication of the Heraion had the purpose of introducing the practice of circulating iron in the form of weighed metal. Up to that moment iron had circulated in the Peloponnese and some other parts of Greece as utensil-money in the shape of obols. The traders, probably Phoenicians or Aramaic-speaking merchants, who were interested in linking Greece with the Egyptian market, were used to pay and be paid in a currency consisting of weighed metals. If they bought iron, they wanted to pay for it by weight and when they paid for this or any other merchandise, they wanted to pay with weighed gold and silver, most usually silver.“ (Onlinequelle: <http://www.metrum.org/measures/heraion.htm> (18.01.2017))

kommt man Schwierigkeiten damit, die Funktionsweise von Gerätegeldern nachvollziehbar zu beschreiben. Die Gerätegeldpraxis wird in gängigen Darstellungen der Geldgeschichte übergangen (z.B. Bundesbank 2015), und wenn sie Erwähnung findet, wird des Öfteren versucht, das bewährte Verständnis vom Wägegeld auf sie zu übertragen. Weil dies das Befremdliche des Gerätegeldes jedoch nicht weniger fremd macht, wird dieser Geldtypus als genealogischer Seitenzweig bewertet. Die folgenden Zitate von Seitz und Kaenel sind illustrativ:

[...][Die ersten] griechischen Münzen [hatten] den Nennwert ihres Metallgehalts. Abgewogener Metallschrott, sogenanntes Hacksilber oder Hackgold, war daher ein direkter Vorläufer der Münze. (Seitz 2012, 79)

Sollten [...] [obeloi] tatsächlich einmal in Griechenland als Geld gedient haben, waren sie wohl Lokalgeld und ihr Wert entsprang kaum der Funktion als Kochgerät, sondern dem Gehalt an Eisen, als seien sie Barren. (Ebd., 81)

Die Entstehung der Münze findet ihre Erklärung vor dem Hintergrund der in einem weiten Raum von Ägypten über den Vorderen Orient bis nach Griechenland geübten Praktiken im Umgang mit Geld. Es war in Form von ganzen und zu Hacksilber beziehungsweise Hackgold zerteilten Barren sowie Edelmetallschrott im Umlauf. (Kaenel 2012, 85)

Viele Hinweise auf die sakrale Herkunft des Geldes reichen bis in unsere Zeit hinein. Prominent ist dabei die Tradition der ästhetischen Gestaltung des Geldes, in der Symbole und Motive mit religiöser, historisch-sakraler oder mythologischer Aufladung gewöhnlich einfließen. Aber sogar die Edelmetalle, die nach dem metallistischen Modell den Geldwert decken sollten, verlangten ihrerseits selbst nach einer Beglaubigung, und diese hat in ihrer letzten Instanz kultische Wurzeln. Denn der Wert dieser Metalle ist eigentlich nie eine feststehende Größe gewesen. Wie von Braun schreibt, war der Goldwert „[...] von Anfang an eine Fiktion. Diese funktionierte dort am Nachhaltigsten, wo sie sich mit einer theologischen Begründung verband [...]“ (Braun 2012, 23). Einzig das Wechselverhältnis *zwischen* Gold und Silber blieb über Jahrtausende vergleichsweise stabil. Bis weit in die Neuzeit hinein ruhte es bei oder pendelte um eine Ratio von etwa 1:13. Diese Zahl lässt sich historisch weder aus der Proportion ihrer Seltenheit, ihres Bereitstellungsaufwandes, noch ihrer Begehrtheit erklären, sondern, war in der Praxis althistorischer Tempel gegründet. Bereits in einer fernen Urzeit wurden Gold und Silber jeweils der Sonne und dem Mond zugeschrieben. Diese Gestirne waren damals Gottheiten, und die Zugehörigkeit der Edelmetalle zu ihnen verlieh diese

Metalle ihre Wert- bzw. Wertmaß-Eigenschaft. Demgemäß leiteten babylonische Priester-Astronomen ihr Wertverhältnis untereinander von der Relation der geozentrischen Umlaufzeiten der beiden Himmelskörper ab, und daraus ergab sich eine Zahlenproportion von eben 1:13½ (vgl. 23f).

In China hat es etwa ab dem 12. Jh. Papiergeld ohne materielle Deckung gegeben. Türcke zufolge hatte dieses Geld mit europäischen Metallwährungen gemeinsam, dass seine gesellschaftliche Annahme (u.A.) durch kulturell-historische Bezüge zur Kultsphäre zu erklären wäre. Denn dieses Geld wurde aus der schwarzen Rinde des Maulbeerbaumes hergestellt, und dieser Baum stand im alten China für *Hi Ho*, die Göttin der aufgehenden Sonne. Noch während Marco Polos Aufenthalt beim mongolischen Kaiser (1275-1291) kamen mit Bildern bemalten Stücke derselben Papierart beim Ritus der Totenverbrennung vor (vgl. Türcke 2012, 256f.).<sup>8</sup>

## **1.6 Sumerisches ‚Buchgeld‘**

Im 4. Jt. v. Chr. erreichten die Städte des südlichen Mesopotamien, so Türcke, eine bis dahin beispiellose Größe. Ihre Kultstätten, mit denen das örtliche Gesellschaftsleben aufs Engste verwoben war, wurden zu komplexen und weiträumigen Tempelanlagen, zu denen sowohl Viehherden als auch landwirtschaftliche Flächen gehörten. Im Zuge dieser Entwicklung werden schriftgestützte Verwaltungssysteme entwickelt – ohne die Gemeinwesen dieser Größenordnung wohl kaum vorstellbar sind. Der fruchtbare Boden der Region bescherte ihnen reichlich Korn und Vieh, aber geeignete Baumaterialien und viele andere Dinge fehlten. Also schickten die Priester Karawanen mit Lebensmitteln in die Fremde, damit sie dafür Metall, Holz und Stein in ähnlichen Mengen einhandeln und zurückbringen sollten (vgl. Türcke 2015, 86f.).

Was die Karawanen mit auf den Weg bekamen, war Eigentum der Gottheit. Wehe, sie würden damit nicht sorgsam umgehen. Wehe, sie würden nicht mit ähnlichen Mengen an haltbaren Materialien zum Tempel zurückkehren, wie sie an Verzehrbares mitgenommen hatten. Die ihnen anvertrauten Güter würden sich zum Fluch gegen sie kehren. Nur auf den Kredit des Tempelfluchs konnten die

---

<sup>8</sup> Bei aller Richtigkeit dieser Zusammenhänge soll nicht unerwähnt bleiben, dass es dem genannten Papiergeld voraus in China auch ein anderes Notengeld gegeben hat, das ähnlich wie die späteren europäischen Banknoten durch Gold und Silber gedeckt war (vgl. Kaenel 2012, 86).

Priester anfangs damit rechnen, daß die Karawanen ihren Auftrag tatsächlich erfüllten. (87)

Keinesfalls weniger, lieber sollte mehr Güterwert zurückkehren als hinaus gebracht wurde (vgl. ebd.). Die Beurteilung, ob nun wirklich genug herbeigeschaffen wurde, wird anfangs sicher Schätzungssache gewesen sein. Allmählich aber, und aller spätestens sobald Karawanenunternehmer anfangen, am Gewinn beteiligt sein zu wollen, wurde das sumerische System der Gewichts-, Zeit- und Wertmessung entwickelt, wurden Ein- und Ausgänge von Waren keilschriftlich auf Tontafeln festgehalten, und wurden die Bedingungen solches unternehmerischen Wirkens vertraglich geregelt (vgl. 87f.). Vom Tempel ausgehend wurde, mit anderen Worten, eine ansehnliche Handelstätigkeit getrieben, die völlig geldlos, oder genauer: ohne den Beistand von konkreten Zwischentauschmitteln wie Hackmetall, Münzen und Notengeld funktionierte.<sup>9</sup> In den Aufzeichnungen über Bestände und Außenstände wurden die Güterwerte festgehalten, und diese Wertangaben waren in einer reigenartigen Anordnung von Äquivalenzen, wodurch alle relevanten Güter mit einander verrechenbar waren, gebettet (vgl. Cockshott et al. 2009, 213f.). Das Verrechnungssystem fußte letztendlich auf ein festgelegtes Verhältnis von Silber und Gerste. Dieses Wertmaß wurde freilich nie als Tauschmittel bzw. als *Geldtoken*<sup>10</sup> objektiviert, sondern existierte nur als abstraktes Gebilde, das als generalisierter Referenzpunkt in einem rein rechenbasierten, virtuellen Geldsystem diente (vgl. ebd.).<sup>11</sup>

---

<sup>9</sup> Im alten Mesopotamien scheint es keine Edelmetalle „als Tauschvermittler in gewichtsmäßig standardisierten und äußerlich unverwechselbaren Formen“ (Renger 1995, 289) gegeben zu haben, und „Silber *in specie* [spielte] in den Austausch- und Distributionsprozessen nur eine quantitativ geringe Rolle.“ (291) Obwohl Kaufpreise in Kaufurkunden bis ins 2. Jt. stets in Silber angegeben wurden, würde das Metall nur in wenigen und besonderen Fällen *in specie* übergeben worden sein (vgl. 291f.).

<sup>10</sup> Als *Geldtoken* bezeichne ich ein Tauschmittel, das als Geld funktioniert kraft seines Verweises auf einem Wertgehalt, und das aber selbst durchaus wertlos sein kann.

<sup>11</sup> Die Abstraktheit des sumerischen Geldsystems erforderte eine ganze Klasse von schrift- und rechenkundigen Gelehrten. Tauschmittelsysteme mit Hackmetall oder Münzen sind in dieser Hinsicht sowohl billiger und einfacher, und konnten sich in den vielen kleinen griechisch-ionischen Königreichen und Stadt-Staaten der Antike deshalb besser durchsetzen, so Cockshott et al. 2009 (vgl. 214). Ausgesprochener Nachteil des Tauschmittelgeldes ist jedoch, dass es, als *abakisches* Rechensystem, nur positive Werte (also keine Schuldverhältnisse) darstellen kann (vgl. 211).

Für Waren, die den Tempel verließen, wurden also keine Geldtoken in Tausch gegeben, sondern es entstand zwischen Tempel und Handelsreisenden eine schriftliche Verbindlichkeit: Der exakte Warenwert wurde dem Unternehmer als Schuldbetrag angerechnet, der dem Tempel nach vereinbarter Zeit und in Form von erwünschten Gütern zurückzuerstatten war (vgl. Türcke, 89). Zudem wurde Zins auf die ausgeführte Ware berechnet: Sollte sich die Karawane außerplanmäßig verzögern, würde sich der Zinsanteil und somit die insgesamt zu liefernde Warenmenge entsprechend erhöhen (vgl. ebd.). Was in dieser sumerischen Buchführungspraxis zum Vorschein kommt, ist funktional gesehen nichts anderes als eine virtuelle Form von Geld. Obwohl sie jeder historischen, konkret objektivierten Geldform, die wir kennen, vorausgegangen ist, kommt sie in vielerlei Hinsicht dem heutigen Geldwesen am nächsten: Denn das Wirkungsvermögen der Schuldaufzeichnungen jener Zeit bestand nur so lange, wie diese *nicht* beglichen waren, analog dazu, wie die zirkulierende Gesamtgeldmenge heute annähernd äquivalent zum Nettokreditvolumen der Gesellschaft insgesamt sein dürfte: werden größere Kreditvolumen abgezahlt als aufgenommen, verkleinert sich die Gesamtgeldmenge und vice versa.

Den Wert des Geldes auf die Annahme eines in sich selbst gerechtfertigten Werts einer materiellen Substanz (z.B. Gold) zu stützen ist, wie wir auf den vergangenen Seiten gesehen haben, äußerst problematisch. Von daher ist es auch nicht überraschend, wenn heute ausgerechnet im sumerischen Geldsystem ein Argument für die These gesehen wird, dass das Geld, seinem Wesen nach, eigentlich immer auf der Basis von Krediten geschöpft worden wäre, und, dass man diesem Prinzip deshalb auch nicht entkommen werde. Damit übereinstimmend ersieht David Graeber (Autor von „*Schulden. Die ersten 5000 Jahre*“) im mesopotamischen Rechnungswesen den Ursprung der modernen Geld- und Kreditökonomie (vgl. Türcke, 18). Noch weiter zurück in der Früh- und Vorgeschichte der Menschheit, gäbe es ihm zufolge keine fassbaren Hinweise mehr, weil es keine so alte Technik für schriftliche Aufzeichnungen gibt. Türcke zitiert Graeber: „Wir wissen nicht genau, wann und wo verzinste Kredite ihren Ursprung haben, denn sie sind offenbar älter als alle schriftlichen Aufzeichnungen. Höchstwahrscheinlich haben Tempelverwalter sie erfunden, um den Karawanenhandel zu finanzie-

ren.“ (Graeber, zit. b. Türcke, 18) Ist aber dies plausibel? fragt Türcke lakonisch, angesichts der hundertfünfzig- bis zweihunderttausend Jahre langen Geschichte des Homo sapiens: „Erst im Vorfeld der mesopotamischen Hochkultur soll eine pfiffige Priester- und Händlerclique die Schuld erfunden haben, während sich die Menschheit all die Jahrtausende zuvor schuld- und schuldenfrei bewegte, ohne irgend Anlässe und Praktiken der Schuldbegleichung, also der Bezahlung zu kennen?“ (Türcke, 19)

### **1.7 Ursprüngliche Schuld**

Ein starker Indiz dafür, dass die genealogische Spur des Geldes auf noch ältere, rituelle Schuldbegleichungspraktiken hindeutet, ist, „daß alte Begriffe für Geld (*gilt* = das Geschuldete, *moneta* = das Gemahnte, *pay* = befrieden) mit großer Regelmäßigkeit auf einen elementaren, aber verschütteten Zusammenhang von Geld und Schuld verweisen.“ (Türcke 2015, 18) Geld ist seiner sprachlichen Wurzel nach „die der Gottheit zu entrichtende Abgabe“ (Bernhard Laum, zit. b. Braun 2012, 40). Die irdische Vertretung der Gottheit war der Tempel, und somit war die Abgabe eben dorthin zu richten. Was die Menschen der Gottheit schuldeten, haben sie stets durch Darbringung von Opfern beglichen.

Aber wie ist die Schuld an der Gottheit entstanden, wenn sie nicht, im Sinne Graebers Tempelverwalter, erfunden worden sei? Von Braun führt an, dass das Geschuldete „eine ‚Schuld‘ gegenüber den Gottheiten“ ist, die „erst in den Hirten- und Ackerbau-Gesellschaften [auf]tritt“ (Braun, 41). Schuldig haben sich die Menschen gemacht „für den Eingriff [...] in die Natur, die eigentlich den Gottheiten gehört und von ihnen geschenkt wird“ (ebd.). Im Rahmen dieser Darstellung ist das Opfer weniger als Zahlung wie als Gabe aufzufassen. Ihre These zur Schuldentstehung stützt von Braun in vielen Punkten auf Arbeiten des französischen Ethnologen Marcel Hénaff, der fest davon überzeugt zu sein scheint, dass die altsteinzeitlichen Gesellschaften noch keinen Opferkult kannten: „Das Universum der Jäger und Sammler ist eine geschenkte, von Anfang an verfügbare Welt.“ (Hénaff, zit. b. Braun, 40) Die These eines solch paradies-ähnlichen Zustands des ältesten und zugleich größten Teil der Menschheitsgeschichte ist durchaus reizend, wohl kaum von ungefähr: bildet sie doch ein Widerhall des uns tief vertrau-



ten, biblischen Paradiesmythos. Sobald wir Türckes Frage, wie sich die Menschheit all die Jahrtausende zuvor schuld- und schuldenfrei bewegt haben sollte erneut vorlegen, erweist sich die These Hénaffs jedoch als brüchig. Von *unserem*, zeitlich entfernten Standpunkt aus mag der Übergang zu Viehhaltung und Ackerbau vor etwa zehntausend Jahren zwar als einschneidender Umschlag zwischen zwei Epochen erscheinen. In der historischen Gegenwart aber werden sich die entsprechenden Veränderungen über viele Jahrhunderte und etliche Generationen schleichend vollzogen haben. Keiner der damaligen Menschen wird die in kleinen Schritten vollzogenen Verbesserungen der Techniken zur Lebensmittelbeschaffung, die sich innerhalb von ihrem Zeithorizont vollzogen haben, als solch radikal neuartige „Eingriffe“ in die gottgegebene Schöpfung empfunden haben, dass man deswegen neuerdings anfangen müsste, Opfer an die Götter zu entrichten. Und worin sollte jener „Eingriff“ eigentlich bestanden haben, der den Menschen eine derart große Schuld auflud, die sie während den zehntausenden von Jahren zuvor, als sie noch als Jäger und Sammler umherzogen, sich nicht einmal *kumulativ* aufgeladen haben? Wurzel des Paradiesmythos dürfte vielmehr eine grundlegende, allgemein verbreitete Auffassung der Menschen sein, die auch heute noch fulminant ist: Dass man Schuld eben dann und deswegen hätte, wenn und weil man sich diese zugetragen hat. Schuldgefühle sind nämlich unermesslich viel leichter zu tragen, wenn man sie sich aufgrund einer Verschuldung ursächlich erklären kann. Dieser allseits unwillkürlich beherzigte, jedoch unterstellte Kausalzusammenhang von Schuld und Verschuldung neigt aber dazu, den menschheitsgeschichtlichen Anfang der Schuld als *gefühlte* Schuld zu verdecken. Lediglich ‚gefühlte‘ war die Schuld in dem Sinne, dass sie zunächst in keiner ursächlichen Tat oder Vergehen der Menschen begründet gewesen sein würde. Vielmehr ist sie als seelische Projektion sowohl des neurologischen Traumas aufgrund von äußeren, gewaltigen Naturereignissen als auch des Fluchtbedürfnisses vor denselben aufzufassen (vgl. Türcke, 26-30).

Das Bedürfnis, durch Opfer das zu begleichen, was man der Gottheit schuldet, ist, Türckes Argumentation folgend, so alt wie die Menschheit selbst (vgl. 26ff.). Gegenüber der Gottheit empfanden sich die Menschen als ein Kollektiv von Schuldnern. Die Schuld, die die ersten Hominidenkollektive gewahr wurden, hat-

ten sie sich nicht schuldig gemacht, sondern entstand einzig und allein dadurch, dass die Gottheit von ihnen Abgaben forderte. „Diese Schuld war zunächst genauso imaginär wie die höhere Macht, die sie reklamierte.“ (31) Das Opfer hingegen, womit die Schuld beglichen wurde, war „von Anfang an real.“ (Ebd.) Geopfert wurde die längste Zeit mit Lebewesen, indem diese rituell geschlachtet und auf verschiedene Weise vertilgt wurden: auseinander genommen, verbrannt und begraben, in späteren Zeiten auch verzehrt. Türcke schreibt:

In allen frühen Hirten- und Bauernkulturen gehörte das Rind zum Kostbarsten, und wer opfert, muß vom Kostbarsten geben, denn er will das Kostbarste dafür haben: den Schutz höherer Mächte. Opfern heißt teuer bezahlen. Die Zahlung erfolgt real. Die Gegenleistung hingegen wird lediglich imaginiert. Daß die höhere Macht tatsächlich existiert und den gewünschten Schutz gewährt, ist in höchstem Maße zweifelhaft. Aber unter solch zweifelhaften Bedingungen hat Zahlung begonnen [...]. Logik der Zahlung ist Logik des Opfers. (Türcke, 25f)

Ob die höhere Macht und die Schuld nun eingebildet sind oder nicht: fassen wir sie als innere Bilder und somit als kognitive Zeichen auf, waren sie insofern ganz reale Angelegenheiten, und das menschliche Opferbedürfnis, das durch sie entstand, ist eine gegenständliche Tatsache gewesen.

Wenn von Braun den Ursprung des Geldes in jungsteinzeitlichen, rituellen Praktiken verortet, fügt sie sich – eher widerwillig – der Theorie einer ursprünglichen Schenkultur. Während das Opfer (Hénaff zufolge) darin besteht „etwas von sich selbst als Pfand abzutreten, etwas, was mit dem Körper oder den Gütern des Opfernden oder der Gruppe, die die Opfergabe darbringt assimiliert wird“ (Hénaff, zit. b. Braun, 41), so meint er zugleich (so Braun), dass „die Hypothese, dass die Opfer zunächst Menschenopfer waren, bevor diese durch Tiere ersetzt wurden“ (Braun, ebd.), eine „nicht bewiesene“ und sogar „unwahrscheinliche“ (Hénaff, zit. b. Braun, ebd.) Genealogie sei.<sup>12</sup> Von Braun ihrerseits scheint diesen Ursprung aber trotzdem zu argwöhnen. Und wenn ihr dieser, als konkret gewesener Bestandteil der menschlichen Urgeschichte begriffen, wissenschaftlich ein allzu heißes Eisen gewesen ist, dann scheint sie dennoch zuversichtlich, dass die

---

<sup>12</sup> Die bei von Braun (2012, 40f.) angeführten Zitate von Hénaff erwecken bei mir den Eindruck, dass er die Vorstellung vom Menschenopfer ausschließlich als Ausnahmeerscheinung, die eventuell neben den Tieropfern bestanden haben möge, aber keinesfalls als der rechte Ursprung des Opfers dulden möchte (vgl. ebd.).

These vom Menschenopfer, als lediglich *symbolisches* Opfer verstanden, dennoch Gehör erlangen kann. Dem entsprechend führt sie in mehreren Darstellungen aus, wie in mehr oder weniger übertragenem Sinne der Mensch mit seinem Körper und seiner Seele, heute wie immer schon, dem Wert des Geldes Deckung verliehen hat (Dies scheint auch das zentrale und durchgängige Thema ihres Buches zu sein). Pointiert spricht sie an, wie auch gerade in unserer Zeit, „bei jeder Krise des Geldes [...] Menschen auf ganz existenzielle Weise den >Preis< für den Verlust der Glaubwürdigkeit des Geldes zu zahlen haben: als Arbeitslose oder durch den Verlust ihrer Behausung, wie dies seit 2009 in einem seit der großen Depression [1929] nicht gekannten Maße in USA der Fall war.“ (81) Ebenso führt sie an, dass die auf Freiwilligkeit basierte US-Armee in der Folgezeit besonders viel Zulauf verzeichnet hätte, obwohl die Wahrscheinlichkeit von aktivem Kriegseinsatz ganz imminent war (vgl. 81f.). „Könnte es nicht sein,“ fragt sie anschließend,

dass die enge Verknüpfung von Geld und Menschenleben auf einer bis heute spürbar gebliebenen Verbindung zwischen dem Menschenopfer und dem Geld basiert? Könnte es nicht sein, dass das >Selbst<, das in die Gabe und das Opfer eingeht, auch heute eine Beglaubigungsstrategie des Geldes bildet – vielleicht sogar die wichtigste, weil sie die einzige Form von Glaubwürdigkeit bietet, über die das Geld noch verfügt? (82)

Türcke getraut sich zu diesem Fragekreis weitaus stärkere Aussagen zu treffen. So ist der erste Teil seines hier vielfach zitierten Buches der Darlegung der These gewidmet, dass die Praktik, der Gottheit Opfer zu bringen, außerordentlich tief in der Altsteinzeit und just mit dem Menschenopfer entstanden sein soll (Türcke, 23ff.). Seine Darstellung stützt er auf „spärliche Indizien“, die er „aus archäologischen Überresten und literarischen Andeutungen“ (20) entnimmt.<sup>13</sup> Den zweiten maßgeblichen Anhaltspunkt seiner These bilden die tiefenpsychologischen Erkenntnisse Sigmund Freuds zu elementaren Komponente des allgemeins menschlichen, psychischen Verhaltens in der Zeitfolge nach traumatischen Erlebnissen (vgl. 26f). Im Laufe seiner Darstellung weist Türcke ausführlich nach,

---

<sup>13</sup> Auf dieser Grundlage Schlüsse zu ziehen, ist „keineswegs unmöglich, wenn man dabei sorgsam genug verfährt. Deshalb sind vor Gericht und in der Paläontologie Indizienprozesse völlig legitime Verfahren.“ (Türcke 2015, 20) Wissenschaftliches Arbeiten nach einem Ethos, „das solche Verfahren ablehnt“, laufe Gefahr, „das Entscheidende durchaus unkenntlich zu machen.“ (Vgl. 20f.)

wie die von ihm postulierte Ursprungsform des Opfers mit allen folgenden Opferpraktiken in Zusammenhang stehe, und wie sehr dieser Befund den ganzen nachfolgenden, sonderbaren wie fürchterlichen Brauchtum der rituellen Opferrückführung in einen kohärenten evolutiven und sinnstiftenden Zusammenhang stellt. Und nicht zuletzt sieht Türcke gerade hierin die Genesis des Geldes. Ihm zufolge sei die Funktion des rituellen Opfers seit Anbeginn der Menschheit Schuld gegenüber der Gottheit zu begleichen gewesen. Die frühen Menschen haben die Darbringung vom Opfer als etwas wahrgenommen, „was eine höhere Macht von ihnen fordert, was sie dieser Macht schulden – was eine Schuld begleicht.“ (30f) Opfern heißt an anderer Stelle „teuer bezahlen“: „wer opfert, muß vom Kostbarsten geben, denn er will das Kostbarste dafür haben: den Schutz höherer Mächte.“ (25) Je größer der Verlust durch das Geopferte gewesen ist, umso mehr Zahlung werden die höheren Mächte also erhalten haben – so die archaische Logik – und entsprechend umfangreich würden auch die zu erwartenden Gegenleistungen sein. Wenn die Darbringung des Opfers eine Form von Schuldbegleichung und Zahlung zwecks erhaltener und noch ausstehender Schutzleistungen war, war das Geopferte funktional gesehen nichts anderes als ein Geld, das an die höhere Macht, die Gottheit, adressiert und entrichtet wurde.

Hiermit sind wir so weit an den Ursprung des Geldes vorgedrungen, wie für die nachfolgende Untersuchung des Geldes vonnöten ist. Unser kurzer, retrospektiver Gang durch die Geldgeschichte zeugt von einer faszinierenden Metamorphose des Tauschmittels – auch wenn seine frühen Formen höchst befremdlich wirken, und auch, wenn seine Anfänge so weit in der Vergangenheit zurück liegen, dass eine sichere Beweislage nicht zu erreichen ist. Geld wurde nicht mit der Münze, nicht mit dem Hackmetall oder anderen Naturalgeldern und auch nicht mit dem Wertaufzeichnungssystem der frühen, mesopotamischen Buchführung erfunden. Ebenso wenig wurde das Geld ursprünglich geschaffen, um profane Tauschvorgänge zu erleichtern. Jede Linie der Genealogie des Geldes führt früher oder später zurück in die sakrale Sphäre des Opferkults hinein. Das Opfer ist als *Zahlung* an eine höhere Macht zu verstehen. Es ist kaum als Geschenk an die Gottheit zu betrachten, weil es zur Begleichung einer Schuld diente, die durch keine Verschuldung der Menschen zustande gekommen war, sondern die allein

deshalb bestand, weil ihnen die Gottheit unerbittlich ein Opfer abverlangte. Geld, Schuld und Zahlung sind keine späten „Erfindungen“ der Menschheit, sondern haben sie seit ihren Anfängen begleitet.

## Teil II: Analyse des Geldes

### II.1 Minimale Selbstidentität des Geldes

Wenn Geld als „das allgemein anerkannte Tausch- und Zahlungsmittel, auf das sich eine Gesellschaft verständigt hat“<sup>14</sup> definiert wird, so ist dies eine Beschreibung einiger Anforderungen an Geld, gibt aber wenig Aufschluss darüber, sowohl was diese Gelddinge als auch was *Geld an sich* sind. Im Grunde wird *Geld* hier mit *Währung*, im Sinne von *Geldeinheit* und *Geldwesen* eines Staates, gleichgesetzt. Bezogen auf die gesetzliche Verlautbarung jeder offiziellen Geldordnung, ist die Definition nicht trivial, denn damit das staatliche Zahlungsmittel sich faktisch etabliert, ist die gesellschaftliche Annahme genauso unabdingbar, wie auch bei inoffiziellen Währungen. Ein „Mittel“ zu sein trifft aber auf alles Erdenkliche zu, das irgendeine Mittlerfunktion erfüllt, und ist keine inhärente Eigenschaft einer bestimmten Sache. Die oben zitierte Gelddefinition vom Onlineglossar der Deutschen Bundesbank gehört zum verbreiteten Typus Antwort auf die Frage, was Geld ist. Gibt man sich damit zufrieden, erspart es einem selbst eine Menge Grübeleien und dem Antwortenden ggf. die Blöße, keine weiterführende Antwort parat zu haben. Die Tatsache festzustellen, dass unser Geld nicht Sachwert, sondern Zeichen ist, rettet einen aber nicht aus der Beklemmung des Rätsels. Genau dort beginnen vielmehr die Verworrenheiten des Geldes einen in Bedrängnis zu bringen. Denn, was heißt es überhaupt, Zeichen zu sein, und worauf verweist das Geldzeichen, wenn nicht einfach auf Sachwerte?

Seitz zufolge „entsteht Geld nicht erst mit der Erfindung von Münzen oder Scheinen. Derart normierte Objekte erleichtern zwar den Tausch, ein funktionierendes Geldsystem liegt aber schon dann vor, wenn ein allgemein anerkannter Wertmaßstab existiert, der es möglich macht, Preise für Waren und die Höhe von Schulden auszudrücken.“ (Seitz 2012, 78) Geld hat in unserer Gesellschaft viele verschiedene Funktionen, die oft in drei Gruppen gegliedert werden: Tausch- und Zahlungsmittel, Maß- und Verrechnungseinheit für Wert sowie Wertaufbe-

---

<sup>14</sup> Zitat aus dem Eintrag „Geld“ im Glossar der deutschen Bundesbank online: <https://www.bundesbank.de/Navigation/DE/Service/Glossar/functions/glossar.html?lv2=32032&lv3=62222#62222> (18.01.2017).

wahrungsmittel. Unter demjenigen, was diese Funktionen erfüllt, werden typischerweise, wie bei Johannes Renger, „als Geld verwendbare Güter, Stoffe oder Dinge“ (Renger 1995, 282f.) verstanden. Zumeist wird dies auch kommentarlos vorausgesetzt. Spätestens aber sobald man die Praxis des elektronischen Geldes in Augenschein nimmt, wird offensichtlich, wie sehr man zur Erklärung des Geldes die Vorstellung einer dinglichen Geld-Sache aufgeben und einen völlig anderen Ansatz erstreben muss. Abgesehen davon, dass die elektronische Praxis jede Menge technischer Hilfsmittel bedarf, besteht die Wirklichkeit dieses Geldes weder im realen noch im vereinbarten Wert irgendeiner materiellen Sache, sondern erscheint vielmehr als Darstellung eines nicht dinggebundenen Werts, der überdies in arithmetischer Form artikuliert wird. Um die Eigenart des Geldes besser erfassen zu können, verschiebt sich der wissenschaftliche Diskurs von der Vorstellung eines positiven Geldwerts hin zu Begriffen von *Kreditversprechen* und *Schuldforderungen*<sup>15</sup>. Folgerichtig wird in einer Einführung zu diesem Thema im Quarterly Bulletin der *Bank of England*, Geld als besondere Form von „IOU“ (*I owe you*) oder finanziellen Vermögenswerten definiert (vgl. McLeay et al. 2014, 6). Finanzielle Vermögenswerte sind aber keine Sachwerte, sondern vertragliche Wertversprechen bzw. -ansprüche. Auch wenn es sich um variable Wertmengen handeln kann, werden diese quantitativ in einer Währung erfasst (und nicht etwa als eine Anzahl Säcke Getreide). Die Katze beißt sich insofern selbst in den Schwanz und dem Klärungswunsch, mit welcher Art von Sache man es beim Geld zu tun hat, wird nicht Genüge getan.

Es stellt sich mit großer Gewissheit heraus, dass es sich beim Geld nicht einfach um einen intrinsischen, natürlich bestehenden Wert desjenigen, das als Geld gehandhabt wird, handelt, wie jedoch die Berufung auf Edelmetalle und Naturalien als Grundmodell des Geldes unterstellt. Das als Geld gehandhabte (das *Geldtoken*) erfüllt daher, neben dem ökonomischen Ausgleich zwischen Käufer und Verkäufer, eine Mittlerfunktion in einem ferneren Sinne, und muss dieser entsprechend als *Zeichen* gedacht werden. Das Konzept vom Geld als Schuldver-

---

<sup>15</sup> Das *Versprechen* etwa, einen äquivalenten Gegenwert später zu liefern, weil man gerade keine passenden Tauschmittel zur Hand hätte, und *Geld* aufgefasst als eine Art *allgemeine Schuldforderung*.

sprechen fügt sich ebendieser Betrachtungsweise. Nur erhellt es nicht wie es um das Bezeichnen des Geldtokens bzw. des Schuldscheins steht, und so bleibt im Dunkeln, worauf dieses Zeichen verweist, oder ob es sich etwa um einen Leerverweis handeln könnte.

Was also ist Geld? Die naive Auffassung möchte im Bargeld seine ursprüngliche und eigentliche Seinsform ersehen. Selbst wenn es auch in dieser Gestalt als kulturelles Erzeugnis zu begreifen ist, scheint es sich doch, gleichermaßen wie bei Steinen, Bäumen, und Tieren, um ein *selbstidentisches* Ding zu handeln. Wenn ich Bargeld in Zahlung gebe, habe ich es nicht mehr, sondern jetzt der Empfänger. So gesehen ist das Bargeld die Sache selbst, es *ist* das Geld. Dass der Sachverhalt nicht ganz so einfach ist, soll Folgendes verdeutlichen: Was ist, beispielsweise, wenn ich einen Einkauf von 43 € mit einer 50 € Banknote zahle und 7 € zurück bekomme? Ist es richtiger zu sagen, ich habe 50 € bezahlt und Ware plus 7 € bekommen, oder sage ich besser, dass ich nicht 50, sondern nur 43 € bezahlt habe? 43/50stel der *physischen* Banknote entspricht fürwahr nicht der realen Praxis dieses Geldes. Hätte ich hingegen als Zahlungsmittel ein kleines Goldstück in gleichem Wert gehabt, wäre es denkbar, ein 7/50stel davon abzuhacken und einzubehalten. Zusätzlich zu ihrer Geldwertigkeit haben also Tauschmittel noch andere Eigenschaften, die keine Eigenschaft des Wertes sind, beispielsweise: Gold, nicht Silber zu sein. Eine 50er Banknote ist in demselben Sinn weder zehn 5er Noten noch Münzgeld, und im Unterschied zum Hackmetall, sind ihre physischen Fragmente gar wertlos. Während ein Geldwert stets irgendeiner materiellen Erscheinungsweise bedarf, ist die *Gesamtheit der Eigenschaften* dieses Erscheinens offensichtlich kaum von Belang. Außerdem scheint die Repräsentation an keine bestimmte *einzelne Eigenschaft* gebunden zu sein. Aus diesen Gründen kann es sich beim Geld, selbst in der Form von Bargeld und Hackmetall, durchaus nicht um eine selbstidentische Sache handeln.

In der heutigen Geldpraxis scheint die Bedeutung der stofflichen Beschaffenheit des Geldes und der damit verbundenen Fragen besonders gering zu sein. Alltäglich interessiert uns kaum eine andere Eigenschaft des Zahlungsmittels, als sein Wert, der in irgendeiner Geldsorte arithmetisch ausgedrückt wird, und dessen



Kaufkraft sich jederzeit durch einen Warenkorb mit beliebigen Waren veranschaulichen lässt. Im Umgang mit Zahlungskarten und Internetbanking tritt umso deutlicher hervor, wie sehr dasjenige, womit wir in jedem Zahlungsvorgang hantieren, nichts als Zeichen und semiotisch operierende Systeme ist. Wenn nun aber diese Dinge nicht selbst Geld sind, dann verweisen sie dennoch – hierauf beharrt die naive Auffassung – auf das ‚richtige‘ Geld, das wir besitzen, und über das wir, wie aus der Ferne, mit Hilfe jener verweisenden Dinge verfügen. Die Funktionskette dieser Operationen vermögen wir vielleicht nicht en detail zu durchschauen, und trotzdem ist unser Geld, dieser Lesart zufolge, irgendwo ‚dort‘ vorhanden, als die Sache selbst. Was die vermeintliche „Sache selbst“ des Geldes ist, sofern wir Grund haben von so etwas zu sprechen, dem werden wir etwas später nachgehen.

Gehen wir also davon aus, dass Zahlungsvorgänge stets mittelbar sind, und dass dasjenige, womit wir *unmittelbar* zu tun haben, Zeichen und Zeichenprozesse sind. Allerdings stehen wir dann zunächst angesichts der Frage, um welcherart Dinge es sich bei Zeichen handelt. Man kann die Frage als nach der Abgrenzung von Zeichen zu Nicht-Zeichen verstehen, oder man kann (zum Entsetzen der naiven Auffassung) der Meinung sein, dass alles, das ist, nichts als Zeichen ist, so dass die Frage lediglich die Bestimmung eines einzelnen Zeichens in Abgrenzung zu allen anderen betrifft.

## ***Exkurs: Umriss einer allgemeinen, am Wahrnehmungssubjekt orientierten Zeichentheorie***

### **E.1 Zeichenwahrnehmung**

Erkunden wir die Voraussetzungen für das Gegebensein eines Zeichens. Damit ein Zeichen vorliegt, muss sich ein (in der Regel menschliches) Lebewesen als Beobachtersubjekt (S) finden, für das es eine sinnlich wahrgenommene oder vorgestellte Sache (G) gibt, die es als Zeichenobjekt (Z) auffasst, und dieses Zeichen impliziert, bedeutet oder zeigt (für es) auf ein Bezeichnetes (X).<sup>16</sup> Diese

---

<sup>16</sup> Diese Gliederung ist eine Verallgemeinerung von, und entspricht seiner Struktur nach Edmund Husserls Dreiteilung des Bildzeichens als: „physisches Bild“, „Bildobjekt“ und „Bildsujet“ (Husserl 1980, 19). Der Autor vollzieht seine Analyse des Bildlichkeitsbewusstseins in diesem Text zwar größtenteils anhand vom Modell des visuellen Bildes, aber trotz der Wiederholung von „Bild“ in

Beschreibung stellt, wie wir sehen werden, ein allgemeines Schema für die Auffassung von Zeichen dar. Um der schematische Charakter zu verdeutlichen, würde ich daraus, unter freier Verwendung formallogischer Zeichen, nachstehende Formel entwickeln:

Für S gilt:  $\exists G (G \rightarrow Z (Z \rightarrow X))$ .<sup>17</sup>

Dieses Schema trifft selbst dann zu, wenn dem Beobachter das Bezeichnete unzulänglich oder nicht einmal im Ansatz bekannt ist. Seine Auffassung besteht in diesem Fall darin, dass es sich beim erfassten Objekt ganz allgemein um ein für ihn (noch) nicht bekanntes bzw. nicht dechiffriertes Zeichen handelt.<sup>18</sup> Die formalisierte Beschreibung lässt sich ebenso auf vorgestellte Zeichen anwenden.<sup>19</sup>

---

Bezeichnungen wie die obigen, ist der Geltungsbereich seiner Ergebnisse keineswegs auf das visuelle Gebiet begrenzt, zudem sind sie für vorgestellte wie für sinnlich wahrgenommene Zeichen gleichermaßen anwendbar. Anders als Husserl verwende ich den Zeichen-Terminus für bezeichnende und darstellende Objekte im weitesten Sinne, und unabhängig vom ontologischen Status des Bezeichneten.

<sup>17</sup> Was das erste Glied (G) mit dem zweiten (Z) und dieses mit dem dritten (X) verbindet, sind jeweils intentionale Akte des Bewusstseins. In der bildlichen Vorstellung sind Husserl zufolge stets „zwei Auffassungen ineinander geflochten“ (Husserl 1980, 27): es durchdringen sich bei sinnlich wahrgenommenen bzw. vorgestellten Zeichen jeweils „Wahrnehmung und Phantasie oder Phantasie und Phantasie [...]“ (89). Solche Intentionalität hat in Abwesenheit eines Auffassungssubjekts jedoch keinen Bestand, daher die übergeordnete Position des Beobachters (S).

<sup>18</sup> Dies entspricht weitgehend der von Jacques Derrida für notwendig erklärten Möglichkeit der „Iterierbarkeit“ eines jeden Zeichens: die Möglichkeit, das Zeichen (als Zeichending, Markierung) in Abwesenheit jeder Bedeutung oder Bedeutungsintention hervorzubringen bzw. zu wiederholen (vgl. Derrida 1988, 336). Allerdings muss man gegen Derrida einwenden, dass die absolute Abwesenheit einer Bedeutungsintention letztlich auf die Abwesenheit eines jeden Subjekts, das diesem Zeichending (Markierung) irgendeinem semiotischen Gehalt beilegt, hinauslaufen würde. Die Rede von einer „Führungslosigkeit, die der Schrift als iterative Struktur anhaften sollte“ (334) macht insofern kein Sinn, weil es die Schrift bzw. das Zeichen, außer für jemand der diese Markierung als Zeichen auffasst, schlechthin nicht geben kann. Zum Wesen der Zeichenauffassung gehört daher ganz entscheidend die Unterstellung eines Bezeichneten, wenn auch unbekannt, und sogar auch, wenn unauffindbar, weil das vermeintliche Zeichen keines ist. Es handelt sich bei der Bedeutungsintention insofern um eine „Führung“ die das Beobachtersubjekt nicht vorfindet, sondern die es selbst zum Zeichen hinzubringt.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu Husserl: „In der [...] [bildlich sich vermittelnde Phantasievorstellung] bezieht sich die Vorstellung mittelbar auf den Gegenstand, nämlich mittels einer Bildvorstellung, so dass sich hier, analog wie bei der physischen Bildfunktion, ein Bildbewusstsein konstituiert.“ Im Fall der Bildlichkeit in der Wahrnehmung ist „[d]as Bildobjekt [...] ein als gegenwärtig erscheinendes, in dem Phantasiefall ein phantasieartig erscheinendes, also nicht gegenwärtig erscheinendes. Andererseits hebt sich das Bewusstsein der echten Bildlichkeit als ein Gemeinsames heraus.“ Und genau so, „wie die Wahrnehmungsbildlichkeit in Wahrnehmung fundiert ist, so ist die Phantasiebildlichkeit fundiert in Phantasie, die nicht selbst schon Bildlichkeit ist.“ (Husserl 1980, 84f.)

Des Weiteren könnte das Bezeichnete (X) real oder gedacht sein, es könnte ein anderes Zeichen sein:  $X=Z_2$  ( $Z_2 \rightarrow X_2$ ), worunter auch eine längere Verkettung von Zeichen vorstellbar ist, und es könnte sich schließlich, zumindest nach Ansicht mancher Autoren, außerdem um eine Autodeixis handeln<sup>20</sup> (etwa  $X=Z$  oder  $X=G$ ). Das Beobachtersubjekt kann, was auch dem Normalfall entspricht, seine Aufmerksamkeit solcherart auf das Bezeichnete (X) richten, dass ihm das Zeichenobjekt (Z) außer Acht gerät.<sup>21</sup> Dies passiert ganz offensichtlich im Kino bei einer Filmvorführung, bei der der Beobachter so sehr in der dargestellten Welt aufgeht, dass er die mediale Situation vorübergehend vergisst. Gegenwärtiger Gehalt seines Bewusstseins ist dann vordergründig die filmisch erzählte Welt:  $\exists X$ . Dennoch könnte er seine Aufmerksamkeit jederzeit beliebig auf die Art und Weise, auf das *Wie* der Darstellung richten (dies gehört zum Zeichenobjekt (Z)), sowie auf die aurale und visuelle Wahrnehmbarkeiten des Tonfilms (dies gehört zum Zeichending (G)). Würde der Beobachter in der erzählten Welt aufgehen, und dabei nicht dennoch am Rande des Bewusstseins von der mittelbaren Rolle des *wahrgenommenen* Tonfilms wissen, wissen können oder diesen Charakter des Erlebten wenigstens nachträglich ins Bewusstsein rufen können, würde er vermutlich Schwierigkeiten haben, diese Episode in Relation zu der gewöhnli-

---

<sup>20</sup> Mit *autodeiktischem Zeigen* wird wesentlich gemeint, dass ein Zeichen auf sich selbst als Zeichenobjekt oder als Zeichending verweist (vgl. Lehmann 1999, 17), was sich zwar ganz hübsch formalisieren lässt. Bei realen Auffassungsvorgängen ist es jedoch nicht korrekt über solche Operationen als von Zeichen zu sprechen, weil es mit dem Begriff eines Zeichens unvereinbar ist. Sage ich „hier bin ich“ und zeige auf mich selbst mit einem Finger, stelle ich mich auf diese Weise zwar vor – aber genau genommen: nicht ich, sondern meine Worte und Gesten stellen mich dar, und sie sind durchaus nicht mit mir deckungsgleich. Und weder diese noch andere Zeichen vermögen den Facettenreichtum meines Seins in dessen zeitlicher Dauer oder komplexen Beziehungsgefüge im Geflecht des Lebens, worin ich existenziell verwoben bin, erschöpfend zu bezeichnen. Wenn etwas selbst da ist (gesetzt diese Aussage hat zu irgendeinem Zeitpunkt ihre Gültigkeit) dann ist es anwesend und kann sich im selben Akt und Moment ebenso wenig darstellen wie ein Gegenstand, den ich in der Hand halte, sich selbst darstellen kann. Als Exemplar kann dieser seine Gattung darstellen, jedoch nicht sich selbst als *dieses* Exemplar in dessen Jetzigkeit, weil er dieses schon *ist*.

<sup>21</sup> Husserl schreibt: „[A]uf [das Bildsujet] ist es in der normalen Phantasie- und Bildvorstellung abgesehen, auf ihn allein richtet sich das Meinen.“ (Husserl 1980, 28) Wenn wir hier „Bildsujet“ verallgemeinernd durch „Bezeichnetes (X)“ und „Phantasie- und Bildvorstellung“ durch „Zeichenobjekt (Z)“ ersetzen, wird die Korrespondenz offensichtlich.

chen, sinnlichen Welterfahrung richtig einzuordnen. Das Filmerlebnis wäre dann von einer Halluzination praktisch ununterscheidbar.<sup>22</sup>

Bei der semiotischen Wahrnehmung ist die Aufmerksamkeit häufig so exklusiv auf das dargestellte Sujet (X) gerichtet, dass nicht nur die Materialität des Zeichens, (G) sondern auch die Schicht des Zeichenobjekts (Z) ausgeklammert werden. Von:  $\exists G (G \rightarrow Z (Z \rightarrow X))$  bleibt nur:  $\exists X$  als Auffassungsgehalt. Beide außer Acht gelassenen Schichten des sinnlich-kognitiven Prozesses bleiben trotzdem vorhanden, aber sind unbeachtet da, und um ihnen gewahr zu werden, ist ein Wechsel des geistigen Blickes vonnöten, was nicht selten mühevoll ist. Dies gilt insbesondere bei allzu vertrauten Zeichenordnungen wie beispielsweise die der gesprochenen Sprache: Verhältnismäßig gut gelingt es, seine Aufmerksamkeit vom semantischen Gehalt einer verbalen Aussage auf dessen Syntax, Grammatik, Wortwahl, Phonetik etc. umzulenken. Ungleich schwieriger ist es auf Schall, Kolorit oder Modulation des Gesprochenen (die zur elementaren Materialität des Sprachzeichens gehören) kontinuierlich zu achten. Letzteres gelingt besser in unbekanntem Sprachen, sowie bei künstlich verlangsamter Wiedergabe von Sprachaufzeichnungen. Das *Unsichtbarwerden* der Materialität des Zeichens gehört ohnehin legitim zur Fundamentalstruktur der semiotisch orientierten Wahrnehmung hinzu. In Fällen, in denen sich die Materialität dennoch aufdringt, empfinden wir sie generell als Störung. Die Art und Weise, wie sich das Ausblenden des Zeichendings bzw. des Zeichenobjekts oder umgekehrt, das Sich-Aufdrängen der Beiden gestaltet, wird bei verschiedenen Zeichentypen, verschiedenen Vorkommnissen desselben Typs, von Fall zu Fall und von Person zu Person unterschiedlich sein.

## E.2 Elementare Wahrnehmung

Bei der elementaren Wahrnehmung (die *nicht* semiotisch eingestellt ist) wäre der Vorgang unter Einschluss des wahrnehmenden Beobachtersubjekts und in Abstimmung mit der obigen Formalisierung der Zeichenwahrnehmung auszudrücken als:

---

<sup>22</sup> Bezüglich dem Fall eines Wegfallens des Bildlichkeitsbewusstseins spricht Husserl von einem Umschlag in Vision oder Halluzination (vgl. 41ff.).

Für S gilt:  $\exists G (G \rightarrow X)$ .

Dies entspricht allerdings nicht der subjektiven Empfindung des Wahrnehmenden, denn sein Augenmerk ist nicht auf den Akt seiner Wahrnehmung gerichtet, sondern auf dessen Gehalt, also:  $\exists X$ . Philosophisch oder objektiv-theoretisch würde man von unserer empirischen Auffassung der Welt sagen, sie wäre durch neurale Impulse zustande gekommen, die ihrerseits durch Sinnesreize wie Schall und Licht ausgelöst worden sind. Nach dieser Ansicht müssen wir die Wahrnehmung als mittelbar beschreiben:  $\exists G (G \rightarrow X)$ . Operativ gesehen sind Schall, Licht und neurale Impulse denn auch Instanzen, die den Eindruck des Wahrgenommenen ähnlich Zeichen vermitteln. Diese Vermitteltheit lässt die Wahrnehmungserfahrung jedoch nicht in ihrer Identität spalten. Denn für das Wahrnehmungssubjekt gelten das Wahrgenommene und seine Empfindung desselben als eine selbstidentische Sache ( $X=G$ ), sodass das so Vermittelte stets als *im hier und jetzt anwesend* empfunden wird. Obwohl dies eine gewisse Ähnlichkeit mit Selbstreferentialität hat, darf es mitnichten als „autodeiktisch“ charakterisiert werden: zum einen weil dies der subjektiven Wahrnehmungsrealität nicht entspricht und zum anderen, weil das Wahrnehmungssubjekt die genannten Instanzen in ihm selbst wirkend zu keinem Zeitpunkt als vermittelnde Zeichen beobachten kann. Theoretisch objektivieren kann es die Wahrnehmungsauffassung freilich – wie wir soeben auch getan haben – aber eben nicht während dessen Vollzug beobachten. Der empfundene *Anwesenheitscharakter* des Wahrgenommenen (wie des elementaren Vorgestellten, wie wir im Folgenden sehen werden) scheint in der Tat diejenige Eigenschaft zu sein, welche die Wahrnehmung (bzw. die elementare Vorstellung) von der Zeichenauffassung unterscheidet.

Gleiches trifft ebenso auf den elementaren Modus der Vorstellung zu, in der wir erinnerte, gedachte oder imaginierte Gegenstände bewegen. Denn im Vollzug einer Vorstellung ist die Aufmerksamkeit des immanenten Subjekts auf den *Gehalt* des Gedankens gerichtet, und gar nicht auf die Tatsache, dass der jeweilige Gedanke *ein Gedanke* ist. Indessen von einem einzelnen Vorkommnis einer mentalen Vorstellung zu reden, die aber keinem bestimmten leiblichen Menschen gehören würde, macht also wenig Sinn. Obschon damit klar ist, dass auch rein immanente Bewusstseinsakte wie Vorstellungen in einem physischen Körper

verankert sein müssen, lässt sich aus der geistigen Innenperspektive (*mind*) jenes Menschen, dessen Vorstellung es ist, diese materielle Basis nicht erblicken. Für dieses Bewusstseinssubjekt ist die eigene Vorstellung rein immateriell und unmittelbar auf ihren Gehalt gerichtet.<sup>23</sup> Nachträglich zwar, als *erinnertes* Gedanke (ggf. nur Bruchteilsekunden alt) kann die Vorstellung als Gedankenzeichen reflektiert werden. Aber diese Reflektion des erinnerten Gedankens ist dann wiederum selbst ein neuer Bewusstseinsakt in ihrem ersten Vollzug, und kann vom immanenten Bewusstseinssubjekt wiederum nicht im selben Moment erfasst werden. Genau dadurch, dass man den Vorstellungsakt in seinem Vollzug nicht als Zeichen beobachten kann, ist er analog zum Wahrnehmungsakt, und deswegen trifft dasselbe formalisierte Schema auch auf die Vorstellung zu.

Ein Zeichen kann man in genau derselben Art – also *nicht-semiotisch* – wahrnehmen:  $\exists G (G \rightarrow X)$ . Dann fasst man es in seiner Materialität als *Zeichending*, als *Markierung* auf. Zur gewöhnlichen Zeichenauffassung stellt dies jedoch eine Entfremdung dar. Denn der wesentliche Sinn eines Zeichenobjekts besteht für den Wahrnehmenden eben darin, dass es auf etwas verweist, das mit der anwesenden Markierung *nicht identisch* ist und das im Zeichen absolut abwesend ist und bleibt. In Praxi ist es genau durch diese Eigenschaft, dass eine Markierung für ihn als eigentliches Zeichen (Schrift, Wort, Bild, Geste usw.) gilt. Zeichen kann man also immer in zweierlei Weise auffassen, als Markierung:  $\exists G (G \rightarrow X_G)$  und als Zeichenobjekt:  $\exists G (G \rightarrow Z (Z \rightarrow X_Z))$ . Letztere Bestimmung ergibt sich aber keineswegs aus der ersten. Es ist nämlich durchaus möglich, beispielsweise einen Buchstaben

---

<sup>23</sup> Husserl erörtert in „Text Nr. 1“ diesen Sachverhalt ausführlich. Während er anfangs noch die Stellvertreterfunktion innerhalb der Vorstellung („Phantasie“) unter Verwendung des Bildbegriffes beschreibt („das einzige Wort ist hier doch Bild“ (vgl. Husserl 1980, 24)), so kommt er gegen Ende des Textes zu dem Standpunkt, dass „es doch wohl am Angemessensten [scheint], von „Bildlichkeit“, „bildlicher Auffassung“ nur da zu sprechen, wo wirklich ein Bild erscheint, das erst seinerseits für ein Abgebildetes als repräsentierendes Objekt fungiert. Bei der schlichten Phantasie also, wo das nicht statthat (wie gross die Versuchung auch ist, hier die gleiche Sachlage zu supponieren), tut man am besten, einen anderen Terminus zu gebrauchen.“ (87) Weil wir die eigenen kognitiven Akte nur nachträglich, in der Erinnerung als ‚Erinnerungszeichen‘ objektivieren können, scheint es, so meine Vermutung, als ob sie auch in ihren ersten Vollzug als Zeichen zu betrachten wären. Und dieses, diesem Bewusstseinsstrom immanenten Subjekt ist nun mal der einzige *reale* Zugang zu den kognitiven Akten: alles andere, wie überzeugend und richtig es auch ist, muss *Theorie* bleiben.

als Form aufzufassen, ohne dabei zu wissen oder zu verstehen, dass er etwas Bestimmtes zu bedeuten hätte oder überhaupt etwas bedeuten könnte, dass es sich also ganz konkret um ein Zeichending handelt. Das *Zeichen-Sein* ist mit anderen Worten keine der Markierung innewohnende Eigenschaft, welche bei jeder Wahrnehmung des Buchstabendinges *notwendig miterkannt* würde. Fassen wir die Markierung hingegen *als* Zeichen auf, so unterstellen wir eine *fremdreferentielle* Bewegung:  $X_Z \neq Z$  und  $\neq G$ . Aus diesem Grund gibt es in einer praxisorientierten Zeichentheorie faktisch keinen Halt für den Begriff des leeren Zeichens. (Das selbe wird dann ebenso fürs Geldzeichen zutreffen müssen.) Die Eigenschaft, Zeichen zu sein, wird nichtsdestoweniger in üblicher Wahrnehmungspraxis so gedacht, dass sie dem Zeichending inhärent wäre:  $Z \subseteq X_G$ .<sup>24</sup> Daraus ergibt sich ein Evidenzanspruch im Zeichen, wie man es vielfach aus Film- und Fototheorie kennt<sup>25</sup>. Trotzdem gelten die materiellen Eigenschaften des Zeichens auch hier als so belanglos oder störend, dass sie in der Wahrnehmungspraxis grundsätzlich ausgeblendet werden. In jedem Fall – und auch ohne Evidenzanspruch – sind die materiellen Eigenschaften des Zeichens für die Zeichenwahrnehmung insofern von Bedeutung, dass man in der undifferenzierten Fülle von Wahrnehmbarkeiten „die Identität einer [...] bezeichnenden Form wiedererkennen können“ (Derrida 1988, 336) muss. *Form erkennen* heißt allgemein: etwas als sinnlich erkennbar und zugleich als *der Beachtung wert* zu bestimmen. Gestalttheoretisch könnte

---

<sup>24</sup> Vielleicht wurde diese Überzeugung bezüglich der Evidenz des Zeichens besonders prävalent seitdem technische Medien zur Reproduktion der äußeren Wirklichkeit integraler Bestandteil unserer Kultur wurden. Möglich ist aber auch, dass die kulturellen Wurzeln dieser Einstellung weitaus tiefer sind. Jedenfalls scheint mir emblematisch für diese Tendenz, allen voran, unsere Beziehung zur Fotografie.

<sup>25</sup> Fotografische Evidenz ist die zugewiesene Eigenschaft: *Dokument* zu sein, etwas *dokumentieren* zu können. Ein angenommen genuines, fotografisches Bild kann jedoch, wenn isoliert betrachtet, nur beweisen, dass es eine solche Ansicht gegeben haben muss, aber wovon es eine Ansicht ist, verrät es wenig. Es bleibt ungeklärt, ob das Dargestellte so vorgefunden, ob es nachgestellt oder arrangiert worden ist, sowie ob es aus ästhetischem Interesse oder in der Absicht, die bunten Schatten einer enteilenden Gegenwart für die Nachwelt festzuhalten, fotografiert worden ist. Wie Susan Sontag beobachtet, sind Fotografien ohne Bildunterschriften, Kommentare oder anderen sinnstiftenden Kontexten völlig interpretationsoffen. Aber „keine Bildunterschrift kann“, wie sie festhält, „auf längere Sicht die Aussage eines Bildes einschränken oder absichern“ (Sontag 2004, 106). Mit zunehmender zeitlicher Distanz zu der historischen Gegenwart des Abgebildeten verwandelt sich jedes Fotodokument allmählich in ein ästhetisches Objekt um (vgl. ebd., 27).

man sagen: eine Gestalt in der allgemeinen Flut der Sinneseindrücke zu erfassen. Denn nur wenn etwas durch die Wahrnehmung herausgehoben wird, gibt es für das Beobachtersubjekt etwas, das entweder als Zeichen oder als gewöhnliches Wahrnehmungsobjekt aufgefasst werden kann.<sup>26</sup>

### **E.3 Materielle und virtuelle Artefakte**

Die soeben erschlossenen Bedingungen für das Gegebensein von Zeichen und die Eigenheiten ihres Wahrgenommenwerdens werden besonders interessant, sobald wir jene Gruppe von Gegenständen in den Blick fassen, die den Großteil der konkreten Dinge unserer Lebenswelt ausmachen, und zwar die *materiellen Artefakte*<sup>27</sup>. Es handelt sich hierbei um alle von Menschenhand gemachten Gegenstände, darunter aber auch die einzelnen Stücke der durch menschliche Aktivitäten überformten Natur (Wiese, Stadtlandschaft). Denn die Wahrnehmung solcher Dinge setzt strukturell ähnlich viel voraus wie die Wahrnehmung von Zeichen. Eine rein elementare Wahrnehmung, zum Beispiel einer Schaufel, wird verschiedene taktile, visuelle, olfaktorische und andere sinnliche Empfindungen hervorrufen, die etwa die Auffassung eines Dinges begründen (sofern ein Ding-

---

<sup>26</sup> In „*Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*“ schreibt Husserl: „Im eigentlichen Wahrnehmen, als ein Gewahren, bin ich dem Gegenstande, z.B. dem Papier [hier vor mir auf dem Schreibtisch] zugewendet, ich erfasse es als dieses hier und jetzt Seiende. Das Erfassen ist ein Herausfassen, jedes Wahrgenommene hat einen Erfahrungshintergrund. [...] Jede Dingwahrnehmung hat so einen Hof von *Hintergrundsanschauungen* [...].“ (Husserl 1976, 71)

<sup>27</sup> Marcel Danesi verwendet ein Begriff des Artefaktischen (*artifactual*), der folgendermaßen bestimmt wird: „For the sake of convenience, the term “factual” can be used to designate any phenomenon belonging either to the physical or the biological world. [...] Anything that humans have themselves made, and institutionalized culturally, can therefore be designated as “artifactual”.“ (Danesi 1995, 12) Und an einer späteren Textstelle heißt es: „The “artifactual” world [...] refers to the totally human-made world of symbols, institutions, thought systems, etc. which characterize human cultures and civilizations.“ (56f.) Solcherart in Abgrenzung zu gegebenen (*factual*) Gegenständen definiert, sind *Artefakte* eine sehr große Gruppe von Gegenstände. Sie umfasst nicht nur diejenigen, die als *materielle Artefakte* näher bestimmt werden können (z.B. Werkzeuge), sondern auch solche, für die kein eigentliches materielles Korrelat vorliegt, und für die ich die Bezeichnung *virtuelle Artefakte* verwenden werde. Einige weitere, von Danesi erwähnte Beispiele für Artefakte (Gesetze, wissenschaftliche Theorien und fiktive Erzählungen (vgl. 70)) zeigen aber auch, dass er den begrifflichen Schwerpunkt bei der zweiten Gruppe legt (entgegen der gebräuchlicheren Verwendung des Terminus). Während sich meine Betrachtungen zu Artefakte nicht direkt auf Danesi beziehen, hat seine Arbeit insgesamt dennoch wesentlich dazu beigetragen, über das Verhältnis zwischen Zeichen, gewöhnlichen materiellen Artefakten und virtuellen Artefakten Klarheit zu schaffen.



bewusstsein überhaupt eintritt), aber wird kein Gegenstandsbewusstsein mit der gleichen Sinnfülle und dem gleichen Sinnhorizont, wie das der Schaufel in der gewöhnlichen Auffassung eines Erwachsenen bewirken. Damit ein Artefakt in vollem Sinne als dasjenige wahrgenommen wird, als was es normalerweise gilt, scheint also eine ganze Menge von *Kenntnissen* vorausgesetzt zu sein, die sich aus der einfachen Wahrnehmung dieses Dinges schlechthin nicht ergeben. Das *Artefakt-Sein* ist insofern keine dieses physischen Gegenstandes innewohnende Eigenschaft, welche – analog wie bei dem Buchstabenbeispiel – bei der elementaren Wahrnehmung dessen notwendig *miterkannt* werden könnte.

Überlegen wir einen Moment, als was jene Schaufel in der Auffassung eines ganz jungen Menschen, sagen wir: eines Kindes, ausschließlich auf der Basis elementarer sensorischer Informationen gelten möchte, oder als was dieses Kind einen Park, ein Haus oder eine Straße auffassen würde. Sinnlich wahrnehmbar dürfen diese Sachen auch für es sein: Von daher scheint evident, dass auch für diesen Beobachter irgendwelche inneren Vorstellungen entstehen, obwohl das Kind an unserem *Erwachsenen-Wissen* darüber, als was diese hergestellten Dinge zu erachten wären, und darüber, was zu ihren metaphorischen und metonymischen Umfeld hinzugehört, nicht teilhat. Dieses Wissen, wie auch alle anderen mit unseren Wahrnehmungsgewohnheiten aufs Engste verbundenen kognitiven Vorgänge, können wir – einst erworben – praktisch nicht mehr von uns abstreifen. Und dennoch, *imaginativ vorstellend* können wir uns dem, was es bedeuten möchte, Artefakte elementar sinnlich wahrzunehmen, ein klein wenig annähern. Nebst biologisch bedingten Unterschieden müsste die charakterisierende Differenz zwischen des Kindes und unserer Auffassung analog sein zu der, zwischen der oben beschriebenen Auffassung eines Buchstaben als beliebige Form (Markierung) und die Auffassung seiner als Zeichen. Zwischen Zeichen und Artefakt bleibt aber ein weiterer belangreicher Unterschied: Während das Bezeichnete bei der semiotischen Zeichenwahrnehmung im zeitlichen und räumlichen Sein des Zeichens *notwendig abwesend* ist, wird bei unserer Wahrnehmung eines Artefaktes die kognitiv-referentielle Bewegung auf die im hier und jetzt selbst anwesende Sache zurück führen. Vielmehr als bei den mutmaßlich autodeikti-

schen Zeichen vollzieht sich also hier eine *selbstreferentielle* Bewegung.<sup>28</sup> Insofern, dass auch ein Zeichen ein bestimmtes Maß an Wissen (Code) und Kontextualisierung voraussetzt, um im gewöhnlichen Sinne als Zeichen und um als *genau dieses* Zeichen aufgefasst werden zu können<sup>29</sup>, dieses Wissen aber ebenso wenig von Tiere und den jüngsten Menschen geteilt wird, liegt hier eine triftige Analogie vor. Daraus folgere ich, dass man Zeichen guten Gewissens auch als *fremdreferentielle Artefakte* klassifizieren könnte.

Neben den materiellen Artefakten sollen schließlich noch die *virtuellen Artefakte* besprochen werden – jene denkwürdigen Gegenstände, die nur kraft unseres Bewusstseins von ihnen eine Form von Existenz in unserer Welt haben. Zu der unbestimmten und heterogenen Menge Gegenstände, die unter diesen Begriff versammelt werden können, gehören sicherlich Dinge wie Sprachen, Erzählungen, Gesetze, wissenschaftliche Theorien und Symbole<sup>30</sup>. Ich würde indessen, als weitere Beispiele noch auf gesellschaftliche und zwischenmenschliche Einrichtungen, Prozesse und Ereignisse hinweisen – nicht um diesen einen speziell hohen systematischen Stellenwert beizumessen, sondern ausschließlich weil sie für Fragen des Geldes von besonderem Interesse sein werden. Was virtuelle Gegen-

---

<sup>28</sup> Bei genauerem Hinschauen erhält man sogar der Eindruck, dass unserer Vorstellungen von den meisten faktischen Gegenständen (eine Pflanze, ein Tier) von diversen Assoziationen und Erinnerungen umgeben sind, die wir, obwohl es sich eigentlich um extrinsische Eigenschaften handelt, diesen Dingen *intrinsisch* zuschreiben. Diese Auffassungen würden ein Tier oder ein Säugling aber ebenso wenig mit uns teilen wie im Falle der Zeichen. Diese theoretische Beobachtung könnte als Argument dafür verwendet werden, dass zwischen faktischen und artefaktischen Gegenständen dennoch kein großer Unterschied bestehe. Diesem Einwand widerspräche jedoch zum einen, dass wir unsere Vorstellungen der faktischen Dinge erheblich leichter von dem Vorwissen bereinigen können, und zum anderen, dass sie dadurch in keiner Weise dasselbe Maß an Sinnverlust erleiden.

<sup>29</sup> Die Problematik von Code und Kontext wird von Derrida ausführlich diskutiert. Er hält unter anderem fest: „[E]in schriftliches Zeichen [enthält] die Kraft eines Bruches mit seinem Kontext, das heißt mit der Gesamtheit von Anwesenheiten, die das Moment seiner Einschreibung organisieren.“ (Derrida 1988, 335) Bei diesem Kontext handelt es sich sowohl um den „realen“ als auch um den „semiotischen und internen Kontext“ des Zeichens, worunter auch der Code zu fassen ist (vgl. ebd.). Sein Punkt ähnlich dem, den ich hier bemüht bin anzuzeigen, ist dass dasjenige wodurch man ein Zeichen interpretiert, nie im materiellen Zeichending enthalten ist und auch nicht enthalten sein kann. Und das Gleiche muss ebenso für die Verweisstruktur der Artefakte zutreffen.

<sup>30</sup> Diese sind einige der von Danesi erwähnten Beispiele (siehe oben, S. 48, Fn. 27).

stände überhaupt miteinander gemein haben, ist zum einen, dass sie entweder ganz offensichtlich über kein dazugehöriges materielles Korrelat verfügen, oder die etwaige Evidenz einer solchen Zuschreibung wäre grundsätzlich schwierig zu klären bzw. zu verteidigen. Nicht dass Gesetze und Wissenschaftstheorien nicht in physischen Büchern und Zeitschriften oder auf lokalen und netzwerkbasierenden Speichersystemen aufgezeichnet vorkommen würden, wie sie doch nur allzu offensichtlich tun. Bei Lichte besehen sind aber alle diese materiellen Dinge nichts als Zeichen und Zeichensysteme, die jene virtuellen Artefakte repräsentieren: Papier und Druckerschwärze, komplexe elektronische Apparate für Datenspeicherung, -verarbeitung und -zugriff. Dies mag eine ungewöhnliche Art und Weise sein, diese virtuellen Artefakte zu betrachten, es bleibt deswegen aber nicht weniger gerechtfertigt. Und genau dies ist auch das zweite Allgemeinmerkmal von virtuellen Gegenständen: dass sie uns nur dann gegenwärtig und verfügbar sein können, sofern sie durch materielle oder immanente Zeichen und Zeichensysteme bzw. Zeichenstrukturen vergegenwärtigt werden. Und dieses Vergegenwärtigen würde ohne die enge Verbindung mit einem intentionalen Bewusstsein nicht zustande kommen.

Die Existenz der virtuellen Artefakte steht und fällt mit der Existenz geistbegabter Wesen. Dennoch ist es nicht erforderlich, dass jemand sie sich ununterbrochen vergegenwärtigt oder, dass es, wie in einem digitalen Speicherungssystem, als eigenständiger Eintrag im Gedächtnis jederzeit irgendwo zum Abruf parat stünde. Die Gesamtheit des spontan abrufbaren menschlichen Wissens (oder: ‚Gewussten‘) und seines peripher Mit-Gewussten, das sich punktuell bis an den Horizont des kollektiv Gewussten der Menschheit erstrecken kann, lässt sich durch Computermetaphern in diesem Sinne mehr schlecht als recht veranschaulichen. Dies liegt in der grundlegenden Struktur des Bewusstseins begründet.<sup>31</sup>

---

<sup>31</sup> Dasjenige, was Husserl in den „*Analysen zur Passiven Synthesis*“ vom sinnlichen Wahrnehmungsbewusstsein schreibt, müsste sich auf das immanente Bewusstsein von virtuellen Gegenständen sinngemäß analog übertragen lassen: „[A]lles eigentlich Erscheinende ist nur dadurch Dingerscheinendes, daß es umgeben ist von einem intentionalen Leerhorizont, daß es umgeben ist von einem Hof erscheinungsmäßiger Leere. Es ist eine Leere, die nicht ein Nichts ist, sondern eine auszufüllende Leere, es ist eine bestimmbare Unbestimmtheit. – Denn nicht beliebig ist der intentionale Horizont auszufüllen; es ist ein Bewußtseinshorizont, der selbst den Grundcharakter des Bewußtseins als Bewußtsein von etwas hat. Seinen Sinn hat dieser Bewußtseinshof, trotz

Wir müssen aus solchen Gründen schließen, dass uns im Allgemeinen keinerlei materiellen Korrelate zu virtuellen Gegenständen bekannt sind, und, dass grundsätzlich anzunehmen ist, dass sie über keine solche verfügen. Alledem zum Trotz werden wir den virtuellen Artefakten weder vorwerfen, Undinge zu sein, noch behaupten wir, dass sie Nichts wären. Die philosophische Auseinandersetzung über die bessere Bestimmung ihrer existenziellen Beschaffenheit, ist an anderer Stelle umfassend zu führen. Wie auch immer ihr Status schlussendlich definiert werde: hier geht es ausschließlich darum festzuhalten, dass diese virtuellen Dinge durch unser Bewusstsein ihrer, einen Teil der Ganzheit dessen konstituieren, was wir im weitesten Sinne als unsere Welt und Umwelt empfinden. Und auf diese Weise bildet das Virtuelle einen gleichermaßen realen Teil der Beweggründe unseres Wirkens in der äußeren Wirklichkeit, wie auch diese Wirklichkeit selbst, und indessen entfaltet die virtuelle Dimension, wohl oder übel durch unser Handeln hindurch, eine völlig reale Wirkung in der gegebenen Welt.

## **II.2 Innere Struktur des Geldzeichens**

### **II.2.1 Versprechen als Tausch- und Zahlungsmittel**

Dem seit Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden geläufigen Begriff von Geld als Natural- und Edelmetallgut mit inhärentem Wert zufolge, wäre es nicht der Zeichengattung, sondern vielmehr der Kategorie der selbstreferentiellen Artefakte (siehe oben, Exkurs E.3) zuzuordnen. Während die Werthaltigkeit dieser Güter die längste Zeit implizit oder explizit theologisch begründet war (siehe oben, S.

---

seiner Leere, in Form einer Vorzeichnung, die dem Übergang in neue aktualisierende Aktualisierungen eine Regel vorschreibt.“ (Husserl 1966, 6) Aus dieser Regelhaftigkeit in der Vorzeichnung des intentionalen Horizontes müsste für das immanente Wahrnehmungsfeld der Vorstellungen (bzw. der Phantasie) folgen, dass jeder virtuelle Gegenstand, der die aktuelle Zuwendung des Bewusstseins gegenwärtig nicht erfährt, dennoch nicht aus dem Bereich einer möglichen Zuwendung heraustritt, sondern nach wie vor im umgebenden Hof der fokalen Aufmerksamkeit vorhanden bleibt. Zugegebenermaßen kann man innerhalb von gewissen Rahmen beeinflussen, welche virtuellen Vorstellungen sich Menschen jetzt oder künftig vergegenwärtigen, in welcher Ausstattung und wie häufig sie es tun. Aber *dieses Vorgestellte* ihrer Vorstellungen kann niemals später verändert, es kann nur in Einzelaspekten oder gänzlich verlassen und ggf. vergessen werden – wobei auch das niemals verhindert, dass es eines Tages wie gehabt wiedergefunden werden könnte. Deswegen würde das absolute Verschwinden des Virtuellen am ehesten durch die Auslöschung sämtlicher geistbegabten Wesen erreicht werden. Allerdings würde niemand über den faktischen „Erfolg“ der Löschung des Virtuellen infolge eines solchen Geschehnisses, *nachdem* es sich zugetragen hätte, Gewissheit erwerben können.

28f.), so wurde ihr im 18. Jh. durch Adam Smith eine produktionskostentheoretische Begründung verliehen, indem er Wert als Ausdruck des in den Gütern enthaltenen Arbeitsaufwands deutete:

Das Verhältnis zwischen dem Wert von Gold und Silber und dem der Waren aller Art [...] hängt von dem Verhältnis zwischen der Arbeitsmenge ab, die erforderlich ist, um eine bestimmte Menge Gold und Silber, und der Arbeitsmenge, die erforderlich ist, um eine bestimmte Menge aller anderen Waren auf den Markt zu bringen.“ (Smith 1906, 75)

Abgelöst wurden produktionskostentheoretische Ansätze dieser Art von „der bis heute herrschende Geldtheorie, der sog. Quantitätstheorie des Geldwertes“, deren Grundlagen „Spätestens um 1914 [gelegt] waren“ (Schelkle 1995, 22). In der Quantitätstheorie beruht die Wertstabilität des Geldes auf einem „Ware-Geld-Gleichgewicht“ (vgl. 33), wobei die Warenwerte, die die Geldmenge ausbalancieren sollen, sowohl aus „den in der Periode geschaffenen Güterbeständen“ wie auch aus den „besonders zu diesem Zweck gehaltenen Edelmetallbeständen“ (ebd.) bestehen können. Diese Theorie reagiert einerseits auf das Erklärungsproblem des Vorgängers, dass sich der Wert von Banknoten und Scheidemünzen durch ihren Herstellungsaufwand keineswegs begründen lässt, verlässt andererseits nicht die Denkfigur der Güterdeckung. Indes macht sie ein halbes Eingeständnis zum semiotischen Charakter des Geldes: dasjenige, was im Alltag als Geld zirkuliert, wird zwar als Zeichen hingenommen, und dennoch soll seine Kaufkraft auf nicht anwesenden, durch den Zeichen repräsentierten realen Gütern, die nach wie vor als selbst Werthaltig aufgefasst werden, beruhen.

Mitunter könnte die zögerliche Verschiebung des angewandten Geldbegriffes dahingehend aufgefasst werden, dass beide Begriffe vom Geld – neu und alt – der Sache gerecht wären. Ist es aber plausibel, dass die traditionelle Auffassung, dessen Geldbegriff wir inhaltlich als selbstreferentielles Artefakt charakterisieren müssen, etwa so lange korrekt gewesen ist, wie das als Geld Gehandhabte aus dem Metall bzw. den Naturalien bestand, die ihm seine Werthaltigkeit verliehen, und später, wenn diese Deckung in die Ferne rückte, sich die Sache in ein Zeichen verwandelt hätte? Eine begriffliche Bestimmung des Geldes müsste sich ganz bestimmt solcherart verfeinern lassen, dass der erworbene Begriff für jede seiner verschiedenen Erscheinungsformen zutreffen kann.

Indem man Geld heute zunehmend als Schuld, Kredit und Wertversprechen konzipiert (z.B. Heinsohn/ Steiger 2010 und Graeber 2012; vgl. Türcke 2015, 17f.), fängt der Geldbegriff an, noch stärker zwischen der Auffassung als Wertgut und der als eigentliches Zeichen zu oszillieren. Diese Verschiebung muss jedoch nicht dazu führen, dass man den Status des Bezeichneten des Geldes hinterfragt, denn kulturell sind wir es durchaus gewohnt, die Existenz von Zeichen mit inhärentem Evidenzanspruch als gegebene Tatsache zu akzeptieren. Wenn nun das als Geld Gehandhabte nicht Wertgut, sondern Zeichen ist, scheint es zunächst eine genau solche erhabene Evidenz darzustellen. Die Abstraktheit und Identitätsarmut des Geldwertes verleitet uns immer wieder dazu, ihn mit dem ihn repräsentierenden, äußerlichen Zeichen gleichzusetzen. Solange wir damit fortfahren, bleibt unser Denken über Geld jedoch dem Modell des Wertgutes strukturell verhaftet.

Als Schuldschein gedacht, ist ein Geldzeichen ein Verweis auf ein faktisches oder fiktives Versprechen folgender Art: *Eine Person (A) hätte einer anderen (B) versprochen, dieser künftig eine bestimmte Wertmenge zu liefern.*<sup>32</sup> Es handelt sich dabei um eine aufgeschobene Gegenleistung, weil A einst in Höhe des Geldwertes Waren erworben oder Dienstleistungen in Anspruch genommen hat, ohne B dafür sofortigen, realen Gegenwert zu geben. Die ausstehende Forderung zu verschriftlichen war die Bedingung, unter der B zu jenem Zeitpunkt bereit war, A die Ware zu überlassen bzw. die Dienstleistungen zu erbringen. Der strikt in einem einzigen Exemplar gefertigte Schuldschein (das Geldzeichen) ging sodann als Nachweis über den Anspruch von B in Bs Hand über. Auf Erbringen der Leistung würde B den Schuldschein an A aushändigen, und daraufhin müsste der darin ausgedrückte Anspruch erlöschen. In diesem Schuldschein sind keinerlei Konditionen erkennbar, sind weder Kreditnehmer noch -geber benannt, und außer einer quantitativen Wertbestimmung, fehlen andere inhaltliche Hinweise zur erbrachten sowie zur erbringenden Leistung. Weil darin keine weiteren Einzelheiten genannt sind, kann es als Geldzeichen direkt, beliebig oft und zu jeder Zeit als

---

<sup>32</sup> Die folgende Darstellung versucht ausschließlich die Funktionsweise des unter Privatpersonen und Unternehmen (alle, die im Finanzjargon unter dem Begriff *Nicht-Banken* zusammengefasst werden) umlaufende Geld anhand vom Kreditgeldkonzept zu beschreiben. Sie berücksichtigt nicht die Gegebenheiten der real praktizierten Geldschöpfung durch Kredite. Diese werden im Kapitel II.3.4 näher erörtert.

Tauschmittel wiederverwendet werden. Immer gilt der jeweilige Inhaber als der Gläubiger des darin genannten, geschuldeten Werts, und sein Anspruch, der vom Versprechen einer bestimmten, ihm jedoch unbekannt Person ursprünglich hervorging, gilt *in seiner Wahrnehmung* keinem bestimmten Schuldner bzw. Adressaten, sondern kann an irgendeinen oder mehrere der anderen Wirtschaftsteilnehmer gerichtet werden. Weil aber keine dieser Personen der ursprüngliche Kreditnehmer ist, wird der Anspruch des Geldzeichens immer weiter gereicht. Und sollte die Person A dieses Geldzeichen irgendwann in die Hände bekommen, würde sie nicht wissen können, dass es zufällig ‚ihr‘ Schuldschein wäre, weil dies am Geldzeichen eben nicht zu erkennen ist.

Diese Auslegung des Geldes kann erstaunlich bestechend anmuten. Sie erweckt den Eindruck, das Geldzeichen letztendlich doch zum Leerverweis zu machen, dieweil es für jedes Geldtoken oder Geldquantum keinen bestimmten Referenzpunkt gibt, weder was den Adressaten der Forderung, noch was seine Gegenleistung betrifft, die Forderung zugleich an Jeden für Beliebigen gerichtet werden kann. Und dennoch macht diese Auslegung den Eindruck, dass das einzelne Geldzeichen durch real gewesene, wiewohl im Einzelnen nicht nachweisbare Kreditschöpfungsereignisse gedeckt ist, und dass sie dadurch einen Anspruch gegenüber irgendeinem Schuldner darstellt. Die Beliebigkeit der Forderung des Geldzeichens mag insofern als Gleichgültigkeit daherkommen.

Bei genauerer Betrachtung ist das Geldzeichen weder völlig beliebig noch wird es im Sinne des Forderns einer Forderung verwendet. Die vom Geldzeichen angezeigten Leistungen (das, was man dafür bekommen könnte) sind inhaltlich zwar nicht näher bezeichnet, aber dennoch von einem bestimmten Nominalwert und in einer Währung ausgewiesen oder in diesem Sinne durchaus beschreibbar. Bei der anscheinenden Beliebigkeit des Geldzeichens handelt es sich darum vielmehr um eine spezifische Form von *Identitätsarmut*. Angesichts dieser Identitätsarmut stellt sich die Frage, ob das Geldzeichen überhaupt noch als Schuldschein gedacht werden kann. Des Weiteren wird das Geldzeichen, wenn es für eine Zahlung verwendet wird, gar nicht *als Forderung* gehandhabt. Wenn dies der Fall gewesen wäre, müsste die Kaufkraft des Zeichens erlöschen, indem die Leistung

erbracht wurde, d.h. der Empfänger würde es nicht als Kaufkraft verwenden können. Wenn hingegen jemand einen tatsächlichen Schuldschein als Zahlungsmittel verwendet, dann überträgt er nicht die Pflicht, diese Schuld zu begleichen, sondern den Anspruch auf der beschriebenen, nach wie vor bestehenden Schuldforderung auf seinen Handelspartner. Doch wenn aus einer Forderung nicht hervorgehen würde, gegenüber wem sie besteht, wäre sie als Forderung ganz und gar kraftlos. Einem Geldzeichen kann man eben niemandes Name entnehmen, der pflichtig wäre, diese etwaige Schuld zu begleichen. Und damit wäre prinzipiell ausgeschlossen, Geld als Schuldforderung zu interpretieren.<sup>33</sup>

Ein schriftliches Schuldversprechen verweist auf ein vormaliges Versprechenseignis. In einem Geldsystem, wo Geld hauptsächlich in Verbindung mit Kreditvergabe geschöpft wird, gelten Ereignisse dieser Art als die Geburtsstätten des Geldes. Infolge des Kreditgeldkonzepts wäre das so entstandene Geld vom jeweiligen Schuld- bzw. Wertversprechen ununterscheidbar, und träte als solche in den Tauschkreislauf ein. Historisch betrachtet ist es aber völlig unwahrscheinlich, dass Geldtoken bzw. Geldquanten, für die ja keine bestimmten Schuldner haften, jemals die einzigen ‚Beweise‘ waren, dass eine Nicht-Bank einen Kreditvertrag mit einer Bank geschlossen hätte. Wann immer solches Geld geschöpft worden ist, wird aus dem Vertragsschluss jedes Mal *auch* ein rechtlich bindendes Vertragsdokument hervorgegangen sein, wodurch ein namentlicher Kreditnehmer für diese Kreditschuld haftet. Zwischen dem, in einem Kreditvertrag dargestellten Versprechen und der durch das Geldzeichen angezeigten Wertmenge besteht somit ein signifikanter Unterschied.

Wir gehen stets davon aus, dass die einzelne Teilmengen des umlaufenden Geldes bei oder unmittelbar bevor ihrer ersten Transaktion, in Verbindung mit einer Kreditvergabe geschöpft wurden. Aber nicht nur verliert sich dieses Ereignis, was das Geldzeichen angeht, sehr schnell am Horizont der Vergangenheit. Das Geld muss sogar aus Notwendigkeit, sobald es in den Geschäftsverkehr eintritt, jegli-

---

<sup>33</sup> Banknoten, zu Zeiten als diese durch Zentralbankgold gedeckt waren, wiesen scheinbar die erforderliche Struktur von Schuldscheine auf. Würde man sie jedoch gegen solchem Gold einlösen, hätte man schon wieder nur ein Zahlungsmittel in der Hand, von dem nicht hervorgeht, gegenüber wem sie eine *Forderung* darstellen sollte.



che Behaftung mit jener Anfangsschuld von sich abwerfen. Denn jede Angabe über seine Herkunft situiert es im realen Gefüge von Raum und Zeit, von Substanzen und Ereignisse, und ist insofern eine identische Eigenschaft, von der es sich alsbald trennt und trennen muss, wenn es uneingeschränkt als universales (Wert-)Äquivalent umlaufen soll. Im Geldzeichen bleibt vom Ereignis seiner Schöpfung keine Spur vorhanden. Auch in dieser Hinsicht sind also Schuldversprechen und Geldzeichen als getrennte Begriffe aufzufassen.<sup>34</sup>

Gar nichts zwingt ein bestimmtes Geldzeichen (bzw. ein bestimmtes Geldquantum), das durch einen Kreditvertrag geschöpft würde, dazu, wieder zurück zum Kreditgeber zu wandern, und ebenso wenig sind seine späteren Inhaber durch ihn dazu verpflichtet, eine entsprechende Wertmenge zurück an den ursprünglichen Kreditnehmer fließen zu lassen, damit dieser seine Schuld tilgen kann. Nichtsdestoweniger wird dieser Kreditnehmer darauf erpicht sein, an so viel Geld zu kommen, dass er dem Kreditgeber die vertraglich vereinbarte Geldmenge bezahlen kann.

Behaupteten wir stattdessen, dass durch das Geldzeichen kein einzelnes, namentliches Versprechensereignis, sondern ein gewisser Typ desselben bezeichnet würde, so bliebe das Geldzeichen weiterhin ohne konkreten Weltbezug, weil eine Typisierung keinen Anteil an der realen Gegenständlichkeit ihrer Bezugsobjekte („Schulden des Herrn NN“) hat. Jedes *reale* Ereignis hat hingegen eine ganz spezifische Verortung in Zeit und Raum, und zu ihr gehört eine umfassende, aber beschreibbare Konstellation von anwesenden Personen, Dingen etc. Diese Komplexität lässt sich nicht auf ein homogenes Quantum Wert reduzieren. Auch so kämen wir nicht drum herum, den vom Geldzeichen bezeichneten Wert als virtuellen Gegenstand und, im Gegensatz zum Geldzeichen, als materiell nichtexistente Sache akzeptieren zu müssen.

---

<sup>34</sup> Auch wenn das Geldzeichen kein Schuldversprechen ist, stellt sich noch die Frage, ob Geldschöpfung die Kreditvergabe dennoch voraussetzen müsste. Aufgrund der noch anstehenden Teile dieser Analyse werden wir dies verneinen müssen. Und sofern umgekehrt, bestehendes Geld ebenso gut wie ein Auto verliehen werden kann, scheint es auch in dieser Hinsicht keine zwingende Verschränkung zwischen Geldschöpfung und Kreditbildung zu geben.

## II.2.2 Interpersonalität des Geldwertes

Als virtuelles Artefakt ist der Wert des Geldes ein Erzeugnis des menschlichen Geistes. Die immateriellen Güter unter den Kulturleistungen würden ohne die Existenz geistbegabter Wesen ebenso wenig Bestand haben, wie diejenigen Kulturdinge, die materielle Korrelate aufweisen, in Abwesenheit jedes Menschen, *ihrer gewöhnlichen Sinn nach* gegeben sein würden (siehe oben, Exkurs E.3). Deshalb ist davon auszugehen, dass alle diese Gegenstände mit dem Tod des letzten Menschen hinfällig werden. Für das Geld trifft dasselbe zu. Unter handlungspraktischen Gesichtspunkten jedoch würde es bereits spätestens mit dem zweitletzten Menschen verschwinden. Denn, für seine praktische Relevanz müssen mehr als Dinge mit potentiellen Warencharakter und jemand, der diese und das Geld gegenwärtig denkt oder denken könnte, vorliegen. Es müssen sich in der Tat *mindestens zwei* solche geistbegabten Wesen vorfinden, damit sich zwischen diesen Personen ein soziales bzw. *interpersonelles* Feld oder Netz als angewandte Tatsache konstituieren kann. In diesen Bereich wird der virtuelle Geldwert projiziert, und mit diesem Wert werden, dem Geldsinne gemäß, relationale Differenzen zwischen den Teilnehmern ausgedrückt.

Überhaupt jede Aussage über finanzielle Wertigkeit bedarf hintergründig des interpersonellen Kontexts, um den gewohnten Sinn ausdrücken zu können. Sowohl von einem Geldwert als auch von einem Warenwert zu sprechen, impliziert, dass dieser Wert Eigentum ist oder sein könnte, und im interpersonellen Kontext erscheint es unmittelbar als *relationale* Größe. Finanzielle Wertigkeit ist insofern nicht eine Eigenschaft eines Wertzeichens bzw. einer Ware an sich, sondern Ausdruck eines relationalen Potentials von einem Teilnehmer Anderen gegenüber, das aus seiner privilegierten Beziehung zu diesem Wertobjekt hervorgeht. Es wäre insofern nicht die Ware, sondern die, bei dessen Veräußerung verlorene *Eignerschaft* ihrer, die man im Warentausch mit Geld zu begleichen sucht. Durch die Überführung von Anteilen solchen Potentials zwischen Teilnehmern, die bei Zahlung, Schenkung oder Raub stattfindet, erfolgt eine Veränderung ihrer relationalen Stellung untereinander.

Wenn für eine Sache, die ich gerne haben möchte, kein aktueller Eigner zu erkennen ist (oder ich nicht bereit wäre, jemanden als solchen anzuerkennen) gibt

es auch keinen Adressaten, dem ich für diese Sache, sobald ich mich an dessen Erwerb machte, etwas im Tausch hätte geben können (oder müssen). Geld legt man nicht einfach auf den Boden hin. Kein Wald, keine Pflanze und kein Tier kann Adressat für Zahlungsbewegungen sein. Auch wenn man Geld als Ausdruck von Güterwert betrachten möchte, kann eine entsprechende Geldtheorie also nicht ohne den interpersonellen Rahmen auskommen.<sup>35</sup> Erst unter Bezug auf *mehrere* gesonderte Eigentümer wird das Suchen und Finden eines Maßes für Wert (im Sinne von Tauschwert) und wird seine Repräsentation durch Verrechnungssysteme oder Tauschvermittler einen realen Grund gehabt haben. Meines Erachtens wird dieser Aspekt in vielen Geldtheorien, darunter die Quantitätstheorie wie bei Schelkle dargestellt (23ff.) nicht ausreichend berücksichtigt. Hierauf werden wir zurückkommen.

### **II.2.3 Gebundene und ungebundene Wertquanten**

Wenn man nun Geld gegen ein Handelsgut eintauscht, bekommt man nicht ausschließlich eine Sache, sondern man erhält mit dieser zugleich auch: ein *sachgebundenes* Wertquantum. Wegen dieser Eigenschaft kann die Sache grundsätzlich jederzeit gegen andere Güter oder erneut gegen Geld getauscht werden. *An eine Sache gebunden* unterliegt das Wertquantum jedoch der spezifischen Vergänglichkeitsdynamik des betreffenden Gutes, und kann sich gegebenenfalls vergrößern, verringern oder vollends verschwinden.

Würde man sich beispielsweise, in Eigenarbeit und aus selbst hergestellten Materialien (z.B. Bauholz aus eigenem Wald) ein Haus errichten, hätte man durch

---

<sup>35</sup> Nach den Darstellungen Türckes waren urzeitliche Stammeskollektive Haftungsgesellschaften, dessen Mitglieder sich nicht als Individuen empfunden haben (vgl. 27). Die Genossen würden einander das zu Verfügung stellen, was sie benötigten, und zwar ohne dafür etwas in Gegenzug zu verlangen; würden sie doch ihre Gegenleistung zu der Zeit bekommen, wenn sie es bedürften (vgl. 81). „Doch ranken sich auch schon archaische Haftungsgesellschaften um etwas, was von wechselseitiger Haftung ausgenommen ist: das Heiligtum. Dort herrschen andere Gesetze. Der Priester, der für die anderen opfert, hilft ihnen nicht aus; er tilgt Schuld für sie.“ (Ebd.) Dem entsprechend sind also die ältesten, uns bekannten Wertmaße im Rahmen sakraler und profaner Tausch- und Zahlungsbedürfnisse entstanden, bei der sich einzelne Teilnehmer oder Teilnehmergruppen anderen, spirituellen oder weltlichen Akteuren gegenüberstehend gefunden haben.

seine Arbeit offensichtlich einen *neuen Realwert* geschaffen. Doch dieser Wert hat mit dem Tausch- oder Pfandwert dieses Gegenstandes zunächst nichts zu tun. Der Tauschwert entsteht bzw. kommt erst dann zum realen Gut hinzu, wenn es mit dem interpersonellen Raum – dem Markt – in Verbindung gebracht wird. Und erst hierdurch erhält dieses Gut zu Recht die Bezeichnung ‚Ware‘. Würde man den Markt wegdenken, würde sich sowohl seine Auffassungscharakter als Ware, als auch sein besonderer Tauschwert als nichtig erweisen, während sein praktischer Nutzen im Übrigen davon unverändert bliebe. Der Markt seinerseits kommt nicht durch das Vorhandensein oder das Anhäufen von Gütern zustande, sondern entsteht durch die Tatsache, dass Güter Eigentümer wechseln. Genau aus diesem Grund sind die Marktteilnehmer die *grundlegenderen* Konstituenzien für das prinzipielle Vorhandensein des Marktes. Im Marktkontext stehend, wird sich der diesem Gut (Haus) anhaftende Tauschwert mit dem Gut entwickeln. Wird das Haus renoviert oder steigt seine Attraktivität ohnehin, steigt häufig dieser Wert. Verfällt das Haus, sinkt er, und würde das Haus ganz zerstört, würde der ihm anhaftende Tauschwert ebenfalls verschwinden.

Die Banknoten und Scheidemünzen moderner Währungen sind in ihrer Materialität praktisch wertlos, und repräsentieren Wertquanten lediglich indem sie eine Zeichenfunktion erfüllen. Desgleichen gilt für die Zahlen, wodurch Guthaben auf Bankkonten dargestellt werden. Obwohl die für elektronische Zahlungssysteme erforderlichen Geräte und Software an sich nicht wertlos sind, so ist ganz offensichtlich, dass ihr Wert mit den Wertquanten der durch sie vermittelten Transaktionen nichts zu tun hat. Aber nicht nur sind die durch diese Geldzeichen dargestellten Wertquanten unabhängig von diesen Zeichen. Obwohl sie irgendwelche Zeichen brauchen, wodurch sie präsent, verfügbar und hantierbar gemacht werden, so ist die Existenz dieser Werte entgegen landläufige Vorstellungen an überhaupt kein bestimmtes Gut geknüpft. Im Gegensatz zum Tauschwert der Güter stellen sie insofern ein flüssiges Potential dar: die virtuellen Wertquanten dieser Gelder sind eben *ungebundene* Wertquanten.

Wenn Geldwert durch bestimmte Pfandgüter (etwa Zentralbankgold oder Kredit-sicherheiten) gedeckt gewesen wäre, müssten diese Pfänder solange sowohl

unverfügbar als auch wertlos bleiben, bis das durch sie geschöpfte Geld wieder vernichtet worden wäre. Und würden diese Güter aus irgendeinem Grund zerstört werden, müsste das ‚zugehörige‘ Geld sofort entwertet werden. Doch weder das eine noch das andere ist in Praxi der Fall. Die als Sicherheit geltenden Güter können (zwar ohne Rücksicht auf die Frage, ob es vertragskonform wäre oder nicht) sowohl benutzt, mehrfach verpfändet (Teildeckung: siehe oben, S. 14f.) oder auch veräußert werden. Denn den Wert, den sie hatten, als sie verpfändet wurden, behalten sie weiterhin bei.

Die analoge Kritik dazu gilt ebenfalls für Kredittheorien des Geldes, die behaupten, dass Geld im Grunde genommen Schuldscheine sind, und dass ihre Kaufkraft durch darin angezeigte Wertversprechens-*Ereignisse* zustande gekommen wäre. Wenn die umlaufende Geldmenge realiter durch solche Dokumente gedeckt gewesen wäre (analog zur Güterdeckung), müssten diese Verträge solange für Tauschgeschäfte (seitens der Kreditinstitute) sowohl unverfügbar als auch wertlos bleiben, bis das durch sie geschöpfte Geld, bei der Tilgung des Kredits, wieder vernichtet worden wäre. Grundsätzlich können bestehende Darlehen tatsächlich weiterverkauft werden, nur wird den Kreditinstituten diese Möglichkeit, in viele Fälle zum Schutz der Kreditnehmer, durch den Gesetzgeber begrenzt. Wenn aber Kredite gehandelt werden, ist ihr Tauschwert in ähnliche Weise variabel wie der von Gütern: es handelt sich hier insofern ebenfalls um *gebundene* Wertquanten. Ganz konkret bedeutet dies, dass der Tauschwert eines Kreditvertrags recht stark vom Umfang oder Restumfang des gewährten Kredits – jenes ungebundene Wertquantum, dessen Schöpfung durch den Vertrag veranlasst wurde – abweichen kann. Demgemäß werden sogenannte *notleidenden Krediten* (bei denen die Schuldner mit der Zahlungspflicht in Verzug gekommen sind) für Preise weit unter dem nominellen Forderungsbetrag bzw. unter dem Wert der faktischen Außenstände gehandelt.<sup>36</sup>

---

<sup>36</sup> Ein illustratives Beispiel: Als der amerikanische Satiriker John Oliver 2016 eine Inkassofirma gründete, konnte er ein Portfolio mit etwa 15 Mill. Dollar Wert an Schulden von 9000 Amerikanern für weniger als 60 000 Dollar kaufen (vgl. <https://www.theguardian.com/us-news/2016/jun/06/john-oliver-medical-debt-forgiveness-last-week-tonight> (18.01 2017)).

Für die Wertquanten des Geldes ist es also nicht nötig, durch eine Sache oder ein verschriftlichtes Versprechen repräsentiert zu werden, dem dieser Wert inhärent zugeschrieben werden kann. Demnach müssen wir folgern, dass der ungebundene Wert des Geldes ein zum Wert aller Güter und Kreditverträge *Hinzukommender* ist, dass er ein *zusätzliches* Potential und in gewisser Weise *überschüssiges* Wertquantum darstellt. Durch genau diese Eigenschaft: ungebundener und überschüssiger *Wert* zu sein, vereinfacht das Geld den Marktverkehr auf ganz signifikante Art. Nicht jedoch weil Geldwirtschaft so viel praktischer als die primitive Tauschwirtschaft ist, wie es die gewöhnliche Lehrgeschichte vom Geld (vgl. Deutsche Bundesbank 2015, 8f.) gerne suggeriert: Diese hält den Blick starr gerichtet auf eine modellhafte Ware, die einer hat und ein anderer nicht hat, jedoch gerne haben würde. Dieser könnte die Sache von jenem erwerben, indem er ihm etwas als Ersatz anbietet, welches jener als soweit gleichwertigen Tausch akzeptiert, der für ihn den Verlust der ersten Sache aufwiegt. Weil das Geld ein Universaläquivalent ist, handlicher und um Längen haltbarer als alles andere, vereinfache es solche Tauschprozesse (vgl. ebd.).

Die universell anerkannte *“Zwischentauschware”* (9) *Geld* anzunehmen, scheint unbestreitbar praktischer als irgendeine zufällige Ware des anderen, für die man selbst keine unmittelbare Verwendung hätte, zu akzeptieren. Aber eine weitaus wichtigere Eigenschaft des Geldes für den epochalen Erfolg der Tauschwirtschaft scheint mir in derjenigen Tatsache zu liegen, dass das Geld dem realen Wirtschaftsgeschehen – die Produktion und Distribution von Waren – eine entscheidende *Elastizität* verleiht. Durch die vorwiegend arbeitsteilige Struktur unserer Gesellschaft kommt das reale Ergebnis unserer eigener Arbeit immer in erster Linie anderen Menschen zugute, während wir indirekt, über das Geld und den Tausch, für unsere je individuelle Existenz und für die eigenen Bedürfnisse über das Existenzminimum hinaus Sorge tragen: *realwirtschaftlich gesehen* sind es vielmehr andere Menschen, die uns versorgen. Die Situation dieser Gesellschaft, wenn wir die tauschwirtschaftliche Elastizität nicht hätten, wäre vergleichbar mit der logistischen Schwierigkeit, einen kompakten Lagerbestand umzusortieren, wenn einem nicht genügend Ausweichflächen zu Verfügung stehen. Ohne die Elastizität des Geldes wäre es vermutlich nicht möglich, ein Warentausch im heu-

te gegebenen Umfang, mit dieser Geschwindigkeit und zwischen so vielen Teilnehmern zu realisieren. Als Gesellschaft werden wir daher kaum mehr auf diese Elastizität verzichten können oder wollen.

Obwohl die Kaufkraft der frühhistorischen Wägegelder substanzgebunden war, bedürfte auch das enthaltene Metall, wie wir gesehen haben, des kultischen bzw. spirituellen Rückhalts. Sicher waren diese Metalle aber *nicht nur* ihrer spirituellen Aura wegen in der Funktion als Geld hochgeschätzt. Denn Gold und Silber sind hervorragend haltbare Stoffe, für die es kaum lebenspraktische Anwendungsgebiete, durch die sie unwiderruflich verbraucht und verschlissen werden würden, gegeben hat. Wie Türcke schreibt „hat das Gießen von Gold- und Silberfiguren [lange Zeit] erst einmal keinem andern Zweck gedient als dem der Darbringung“ (Türcke 2015, 81), und erst später sind diese Materialien *auch* zu Schmuckmaterial verarbeitet geworden (vgl. 310). In der Form von Weihgaben oder Schmuck ändert sich die Haltbarkeit dieser Metalle jedoch nicht grundsätzlich. In ihrer ausgesprochenen Stabilität und Unempfindlichkeit gleichen sie daher am meisten von allen bekannten Substanzen dem Wesen des nur virtuell existenten Geldwertes. Doch diese Ähnlichkeit ist irreführend. Beispielsweise *verloren gehen* könnten selbst die feinsten Stücke und Münzen aus Gold. Weder Erinnerung noch schriftliche Buchführung über die vorhanden gewesene Goldmengen würden viel nutzen, wenn das Metall selbst (etwa im Meer) verschwunden wäre. Beim digitalen Geld würde, kontrastiv dazu, der Totalausfall aller Rechner meiner Bank nicht notwendigerweise dazu führen, dass das Geldvermögen, das ich dieser Bank anvertraut hätte, unwiderruflich verloren ginge, sondern es ließe sich, durch schriftliche Unterlagen, durch die Vernetzung mit Kunden und mit anderen Banken rechnerisch weitestgehend lückenlos wiederherstellen.<sup>37</sup> Geldvernichtung sieht heute ganz anders aus als der Verlust oder die Zerstörung des Geldzeichens. In dieser Hinsicht scheint der Geldwert im Zeitalter der globalen digitalen Vernetzung ein Medium für sich gefunden zu haben, wel-

---

<sup>37</sup> Bisher ist mir weder gelungen, Fachliteratur zu finden, die sich zum Unterschied zwischen tokenbasiertem Geld und Buchgeld hinsichtlich der Frage des absoluten oder totalen Verlustes explizit äußern, noch habe ich im Internet Beiträge über diesen Punkt gefunden. Über Hinweise diesbezüglich wäre ich dankbar.

che dem Unvergänglichkeitscharakter seines ganz und gar virtuellen Seins vielleicht noch mehr als allen bisherigen gerecht würde. Denn das *Unvergänglichsein* ist eine unbestreitbare und unikale Eigenschaft alles Virtuellen. Dass kein Brand und keine Zerstörungsmaßnahme ihm etwas anhaben kann, dürfte evident sein.

#### **II.2.4 Arithmetische Konstitution des Wertmaßes**

Bargeld macht heute, je nach Geldmengendefinition, lediglich etwa ein Sechstel oder Zehntel der gesamten Geldmenge aus (vgl. Bundesbank 2015, 73; s. Diagramm). Während es aus einer kurzfristigen Gegenwarts Perspektive aussehen mag, als ob das Geldzeichen bis hin zum elektronischen Geld immer eine konkrete und greifbare Sache gewesen ist, war der Geldwert nie anders als gestaltlos und abstrakt. Die Funktionsweise des Geldes wird häufig durch Analogien von Wasser oder Elektrizität erklärend dargestellt (vgl. Braun 2012, 255f.). Besonders gebräuchlich oder bekannt sind Ausdrücke, die sich auf Wasser beziehen (z.B. Geldquelle, Schuldenmeer, Liquidität, Kapitalfluss). Ob nun solche sprachlichen Metaphern der Sache Geld insgesamt gerecht werden oder nicht, so gilt fürs Geld wie für Wasser und Strom, dass sein Volumen aus keinerlei bestimmten Zähl- oder Stückerheiten besteht, und daher beliebig dividierbar ist. Dieser Gegebenheit nach ist Geld eine *nichtzählbare* Sache. Die Zählerheiten der Währungen, mithilfe derer wir im täglichen Leben mit Geld umgehen und uns über Geld verständigen, täuschen lediglich über diese Tatsache hinweg.

Bei jeder nichtzählbaren Sache ist man auf Maß- oder Mengeneinheiten angewiesen, um hiervon eine gewisse Menge angeben zu können. Für Wasser oder Mehl sind diese typischerweise Hohl- und Massenmaße. Für Geldwert können Referenzgüter, sowie (Preis- oder Aktien-)Indizes verwendet werden, aber in aller Regel kennen wir Geldwert als durch eine *Währung bzw. Geldeinheit* ausgezeichnet. Wo Maßeinheiten im Spiel sind, gibt es beständig Zahlen und Zahlenverhältnisse. Tagtäglich berechnen, bezahlen oder erhalten wir Wertvolumen, die durch Währung *und* Zahl fassbar gemacht wurden. Und sobald ein Geldwert durch arithmetisch strukturierte Währungen quantifiziert erscheint, ist er uns unversehens vertraut und scheinbar etwas durch und durch Gemeinverständliches.



In ihrer arithmetischen Strukturiertheit sind Geldeinheiten vergleichbar mit den vielen verschiedenen physikalischen Einheiten, zwischen denen wir ebenfalls Vergleiche vollziehen und Relationen formulieren. Aber anders als diese sind Wertmaße außerordentlich instabil. Zwar haben die meisten Kulturen an gewissen Wertverhältnissen über zum Teil beträchtliche Zeitstrecken festgehalten, wie die Sumerer, die beispielsweise 1 Schekel Silber als wertäquivalent mit 1 *gur* Gerste<sup>38</sup> gleich setzten. Solche Verhältnisse waren aber immerzu normativ und nicht zu vergleichen mit dem Verhältnis von, beispielsweise, Länge, Volumen und Masse in der Physik. Dass ein Würfel mit Seiten von exakt zehn Zentimeter ein Volumen von einem Liter hat, und, dass ein Liter Wasser genau tausend Gramm wiegt, sind, was die *Skalierung* dieser Maße zueinander betrifft, durchaus auch Setzungen, für die es noch eine Menge weitere, hier nicht relevanter Prämissen gibt. Aber die Abweichungen solcher Maßverhältnisse (sofern wir empirische Messdaten so verstehen wollen, als würden sie dem realen Raum und der realen Substanz entnommen sein) sind im Kontrast zu den mannigfaltigen und spektakulären Schwankungen der Werte der Währungen und verschiedener Waren untereinander, über Jahrhunderte hindurch und zwischen unterschiedlichen Wirtschaftsräumen, vernachlässigbar. Finanzielle Werte sind also nicht zuletzt durch das Ausmaß ihrer Veränderlichkeit relativ zu sich selbst, wie sie gewesen sind und wie sie künftig sein werden, von Grund auf unbeständig. Ohne vorherige normative Setzungen scheint eine Suche nach einem universellen Fixpunkt, nach einer festen Größe in Wertangelegenheiten leer ausgehen zu müssen.

## II.2.5 Geldmenge und Wert

Wenn mehr einer unzählbaren, materiellen Substanz hergestellt wird, etwa wenn Holzfäller am Werk sind, dann gibt es nach getaner Arbeit insgesamt mehr Bau- oder Brennholz als zuvor. Wenn neues Geld geschaffen wird, was passiert dann mit der Gesamtgeldmenge des Wirtschaftsraumes? Von den verschiedenen *Wertzeichen* gibt es dann mehr: es werden etwa mehr Geldscheine, eine größere Anzahl elektronische Geldeinheiten, mehr Wertpapiere oder allerhand andere Formen finanzieller Werte zirkulieren. Dass die durch diese Wertzeichen ange-

---

<sup>38</sup> 1 *gur*  $\approx$  300 Liter, und 1 sumerische Schekel = das Gewicht von 240 Getreidekörnern ( $\approx$  8 Gramm) (vgl. Cotrell et al. 2009, 213).

zeigte Wertmenge größer wird, wenn die Geldmenge zunimmt, ist jedoch eine bedingte Wahrheit, die etwa deswegen evident scheint, weil wir bei den derzeit verhältnismäßig stabilen Währungsverhältnissen gewohnt sind, *Geldeinheit* und *Geldwert* gleich zu setzen. Überdies entspricht es der gewöhnlichen Vorstellung vom Geld als natürlich vorkommendes Gut mit inhärentem Wert, die wenigstens solange das Geld noch durch Edelmetalle gedeckt war, annäherungsweise legitim gewesen ist. Als rein virtuelles Gut bar jeder materiellen Basis, lässt sich der Geldwert jedoch nur noch quantitativtheoretisch, also unter Bezug auf den mithilfe der Gesamtgeldmenge getauschten Waren und Dienstleistungen bestimmen.

Ohne Zweifel würden mit mehr Geld in Umlauf mehr Transaktionen getätigt werden *können*. Neu geschaffenes Geld dürfte im Durchschnitt bei ebenso vielen Transaktionen per Zeiteinheit verwendet werden können, wie das bisher bestehende. Aber inwiefern es in Wirklichkeit genauso oft verwendet wird, bzw. inwiefern es zu mehr Angebot und Nachfrage, oder bessere Qualität der Waren- und Dienstleistungen insgesamt führt, darüber verrät die Erfassung der Geldmenge allein nichts. Würde beispielsweise eine Erhöhung des nominalen Gesamtbestandes von Geld bei einem insgesamt verringerten oder unveränderten Umsatz von realen Leistungen stattfinden, ist es ganzheitlich betrachtet problematisch zu behaupten, dass es mehr Geld – im Sinne von Geldwert – gibt: entweder hätte sich hier die durchschnittliche Kaufkraft je Geldeinheit vermindert (das Preisniveau wäre somit gestiegen), oder die durchschnittliche Umschlagsfrequenz (Umlaufgeschwindigkeit) des Geldes wäre gesunken. Im ersten Fall wäre der Gesamtwert der Geldmenge ganz offensichtlich gleich geblieben. Im zweiten Fall scheint die Antwort zunächst widersprüchlich.

Geld vermittelt den Warentausch und hebt Kaufkraft für einen späteren Zeitpunkt auf, aber schneidet sich nie eigentlich vom Tauschkontext ab. Um den Wert der Gesamtgeldmenge anders als durch Währungen zu beschreiben, müssen wir auf die Gesamtheit der gegen dieses Geld getauschten Güter und Dienstleistungen (das Handelsvolumen) verweisen. Allerdings kann jede Geldeinheit beliebig viele Käufe nacheinander tätigen, ohne dass es ihr anzumerken ist, und wie lange es dauert, bis die ganze Geldmenge durchschnittlich einmal verwendet

worden ist, bleibt ebenso im Verborgenen. Die Umlaufzeit bzw. -geschwindigkeit des Geldes lässt sich erst durch die Auswertung statistischer Daten zu Geldmenge, Preisniveau und Handelsvolumen in einem gegebenen Zeitraum darstellen<sup>39</sup>. Für den einzelnen Menschen mag die Umlaufzeit des Geldes (bzw. die Frequenz, mit dem es Besitzer wechselt) zwar völlig unwichtig erscheinen, interessiert ihn doch hauptsächlich, dass die Kaufkraft des Geldes stimmt, und nicht wie oft jede Geldeinheit Besitzer wechselt und wie lange sie bei jedem verweilt.

In der wirtschaftlichen Praxis ist eine Zu- oder Abnahme der Geldmenge relativ zum Handelsvolumen von einer Zu- bzw. Abnahme der Umlaufgeschwindigkeit nicht zu unterscheiden (vgl. Hayek 2006, 359). Beide manifestieren sich als eine höhere bzw. geringere Verfügbarkeit des Zahlungsmittels, und ein veränderter Verfügbarkeitsgrad kann nicht ohne Wirkung auf die Realwirtschaft bleiben (siehe unten, Kapitel II.3.3). Dass der Wert des Geldes sich erst unter Berücksichtigung der Beziehung zwischen Geldmenge, Umlaufgeschwindigkeit und der gesamtwirtschaftlichen Produktion beurteilen lässt, ist eine Aussage, die man der *Quantitätsgleichung des Geldes* (Geldmenge  $M$  x Umlaufgeschwindigkeit  $V$  = Preisniveau  $P$  x Menge der gehandelten Güter und Dienstleistungen  $Y$ ) entnehmen kann. Diese Gleichung, die zunächst von Irving Fisher in diese Form gebracht wurde (vgl. Thomas von der Vring 2012, 12), bildet noch heute „den üblichen analytischen Ausgangspunkt bei der Untersuchung der langfristigen Beziehung zwischen Geld und Preisen“ (Deutsche Bundesbank 2005, 18). Sofern drei der Variablen bekannt sind, lässt sich die vierte jederzeit errechnen. Allerdings, an welchen Stellen auch immer man die Gleichung beziffert, lassen sich dafür nur statistisch ermittelte Zahlen erwirken, und der Qualität dieser Daten entsprechend wird die Strapazierfähigkeit der Ergebnisse sein. Die Stärke der Gleichung besteht in unserem Zusammenhang vielmehr darin, dass sie die tiefe Wechselbe-

---

<sup>39</sup> Das Ergebnis dieser Rechnung ist allerdings zunehmend irreführend, wenn, wie nach wie vor auf Grundlage der sogenannten monetaristischen Theorie des Geldes nach Milton Friedman, ausschließlich die Größe der inländischen Wirtschaftsproduktion (Bruttoinlandprodukt, BIP) zugrunde gelegt wird. Denn das Handelsvolumen, für das die Geldmenge faktisch verwendet wird, umfasst nicht nur den Handel mit neu produzierten Waren und Dienstleistungen, sondern auch den mit bestehenden Gütern und Vermögenswerten (z.B. Immobilien), und dieser Sektor stellt gegenwärtig mehr als die Hälfte aller Geldverwendungen dar, Tendenz steigend (vgl. Vring 2012, 10ff.).

ziehung der in ihr genannten Faktoren zueinander anschaulich macht. Die Änderung einer Variable wird über kurz oder lang bei *mindestens* einer der anderen eine entsprechende Veränderung hervorrufen müssen. Es handelt sich freilich um Durchschnittswerte gesamtgesellschaftlicher Entwicklungsgänge, sodass geringfügige Änderungen vermutlich abgefedert werden können, ohne dass diese Schwankungen in der Praxis auffallen. Zudem können sie, so jedenfalls meine Vermutung, durch emotional motiviertes Misstrauen oder Vertrauen in die Währung weitgehend überdeckt und übersteuert werden.

Es ist jedoch irreführend, aus der Quantitätsgleichung des Geldes, die Vorstellung „einer »Deckung« des Geldes durch Warenwerte“ (Schelkle 1995, 33) abzuleiten. Denn im Grunde ist es nicht das Vorhandensein der Waren, das den Geldwert sichert, sondern vielmehr ist ihre „Deckung“ der Tatsache zu verdanken, dass fortlaufend Handel mit einer gewissen Menge Waren und Dienstleistungen getrieben wird. Die anhaltende Existenz des Marktes bei einer derzeit gegebenen Größenordnung, m. a. W. die relative Wahrscheinlichkeit, dass man das Geld jederzeit gegen gewünschte Leistungen erfolgreich eintauschen kann, sichert den Geldwert. Die Vorstellung, dass man überschüssige Kaufkraft in Sachvermögen (Gold, Grundstücke, Immobilien) investieren kann, um sie sich, trotz Unbeständigkeiten des Geldwertes, für die Zukunft aufzuheben, ist demzufolge ein Trugschluss. Denn, sofern Sachwerte nicht für reale Eigennutzung angeschafft werden, werden sie in der Funktion als Wertaufbewahrungs-, Tausch- und Zahlungsmittel gehalten. Der *Tauschwert* solcher Objekte ist aber, wie der Wert jedes anderen Wertzeichens, genauso abhängig vom Bestehen und vom Zustand des Marktes.

Das Multiplikationsergebnis der rechten Seite der Quantitätsgleichung ( $PY$ ) drückt den finanziellen Wert vom Handelsvolumen eines Wirtschaftsraumes im gegebenen Zeitraum in einer Währung aus. Wenn man diese Zahl durch die Größe der Gesamtgeldmenge ( $M$ ) dividiert, kommt die die zuvor besprochene Anzahl Transaktionen, bei der jede Einheit der Geldmenge im gewählten Zeitraum durchschnittlich verwendet worden wäre, die Umschlagsfrequenz ( $V$ ) heraus. Vermittelt durch diese Zahl steht die Gesamtgeldmenge in einer fest gefügten

Äquivalenzbeziehung zum Handelsvolumen. Egal wie groß oder klein die Gesamtmenge ist, egal wie schnell oder langsam das Geld zirkuliert, so wird stets die ganze Produktion der Gesellschaft durch die mehrmalige Verwendung genau dieser Menge finanziert, gekauft und bezahlt. Obwohl die Zeitlichkeit des Umlaufgeschwindigkeitsfaktors diesen Zusammenhang etwas verdunkelt, dürfte es quantitätstheoretisch evident sein, dass der Wert der nominalen Gesamtgeldmenge durch den Wert der umgesetzten Ware determiniert wird.

Genau genommen ist es nur dann adäquat zu behaupten, dass sich eine Erhöhung der gesamtgesellschaftlichen, in Geldformen gehaltenen Wertmenge (und nicht lediglich eine inflationäre Entwicklung des Geldwertes) vollzogen hat, wenn diese Ausweitung durch den entsprechenden wirtschaftlichen Aufschwung begleitet wird. Diese Kopplung zwischen Geldmenge und Wirtschaftslage bedeutet aber auch umgekehrt, dass der Aufschwung einer ihm entsprechenden Entwicklung der Geldmenge bedarf. Wenn die Geldmenge sich etwa nicht ebenso vergrößert, droht sie das Wachstum auszubremsen. In der Tat hat die Kopplung der Geldmenge an Gold und Silber unter den von Industrialisierung, absolutistischem Kriegseifer und expansivem Welthandel gezeichneten, frühkapitalistischen Wirtschaftsverhältnissen stets dazu geführt, dass die knappe Verfügbarkeit und schwierige Förderung dieser Substanzen die dringende Geldmengenausweitung dem Wirtschaftswachstum hinterher hinken ließ (vgl. Türcke 2015, 212 und 213ff.). Immer wieder hat die allgemeine Knappheit an umlaufendem Geld, relativ zum Wirtschaftsniveau, zur Entwicklung neuer Finanzprodukte und -bräuche beigetragen, so z.B. Konto und Wechsel (vgl. 162ff.), Indossament, Börse, Aktie und Banknoten (vgl. 213ff.) und vieles mehr. Solche Erfindungen lockerten zwar die vormals absolute Hegemonie der Edelmetalle über das wirtschaftliche Wachstumspotential, änderte aber an dem grundsätzlichen Zusammenhang zwischen Gesamtgeldmenge und der allgemeinen Wirtschaftslage nichts, zumal die neuen Finanzprodukte mit der Zeit Bestandteile begrifflich erweiterten Geldmengendefinitionen wurden. Diesem Umstand entsprechend erfassen Zentralbanken heute mehrere verschiedene Geldmengen (vgl. Bundesbank 2015, 69). Bezüglich der historischen Zeit der Kurantmünzen ist fraglich, inwiefern, wenn die Geldmenge durch Münzverschlechterung ausgeweitet wurde, die Wirtschaft

unter den eigentlichen Vorzeichen der Aufblähung litt, oder ob die damaligen geldsystembedingten Probleme nicht vielmehr aufgrund des, durch die Unterwertigkeit verursachten, monetären Vertrauensschwunds sowie des Mangels an unverfälschten Münzen entstanden. Inflationen aufgrund von insgesamt zu viel hochwertigem Kurantgeld sind geschichtliche Raritäten.<sup>40</sup>

Das vorrangige geldpolitische Ziel einer Zentralbank heute, ist für Preisstabilität bzw. stabilen Geldwert zu sorgen.<sup>41</sup> Durch diese Zielangabe soll der Wirtschaft gestattet werden, sich frei nach eigenen Maßgaben zu entwickeln. Gleichwohl stellt die Anpassung der Leitzinsen, die nach wie vor eines der Hauptwerkzeuge der Zentralbank ist, unbestreitbar einen Eingriff in die wirtschaftlichen Grundbedingungen dar. Denn durch die Leitzinserhöhung steigt das allgemeine Zinsniveau und Kredite werden teurer (vgl. 77). Infolgedessen schrumpft in den Augen der Geschäftsbanken der Kreis potentiell kreditwürdiger Nicht-Banken (Unternehmen und Privatpersonen) und somit ihre allgemeine Bereitschaft, Kredite zu vergeben. Spiegelbildlich werden ebenso die Nicht-Banken zögerlicher, neue Kredite aufnehmen zu wollen. Aber nicht nur weil weniger investiert wird, wirkt ein Zinsanstieg abkühlend auf die Wirtschaft. Weil der Großteil des zirkulierenden Geldvolumens auf dem Prinzip der Kreditgeldschöpfung beruht, führt eine Leitzinserhöhung zur Rückgang der Geldmenge<sup>42</sup>. Bedingt durch kleinere verfügbare Investitionsgeldvolumina einerseits und der, wegen Geldknappheit reduzierten Nachfrage andererseits ist zu erwarten, dass eine Zinserhöhung die wirtschaftliche Produktion drosseln würde. Umgekehrt wird eine Senkung des Leitzinses die wirtschaftliche Konjunktur zwar begünstigen, aber keineswegs Steige-

---

<sup>40</sup> Für Beispiele, siehe oben, S. 22, Fn. 6.

<sup>41</sup> vgl. z.B. Art. 127 Abs.1 AEUV (Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union) Online verfügbar unter: <https://dejure.org/gesetze/AEUV> (18.01.2017).

<sup>42</sup> Das von den Banken per Kredit zur Verfügung gestellte Geldvolumen hat mit dem Volumen der Sparguthaben anderer Kunden wenig zu tun, vielmehr wird es bei der Kreditaufnahme geschöpft (vgl. Werner 2014). In Form von Zahlungsmitteln reicht es der Kreditnehmer an seine Handelspartner oder Dienstleister weiter, und somit tritt es in den Geldkreislauf hinein. Und im selben Zeitmaß, wie der Kreditnehmer sein Geschuldetes tilgt, wird das, ursprünglich für ihn geschöpfte Geldvolumen der Gesamtgeldmenge wieder entzogen. Stabil bleibt die nominale Gesamtgeldmenge, wegen dieses Prinzips, genau dann, wenn das Verhältnis zwischen der Gesamttilgung und der Neuverschuldung in der Gesellschaft in Gleichgewicht ist.

rungen erzwingen können. Die Leitzinssteuerung wirkt insofern wie ein Strick, mit dem man ziehen, jedoch nicht schieben kann. Ist die Zentralbank erfolgreich beim erfüllen ihrer Aufgabe, bewirkt sie somit eigentlich zwei Dinge: es bleiben nicht nur die Preise, sondern auch das Warenangebot so erhalten, dass auf dem Markt zu gewohnten Preisen auch genügend Auswahl besteht.

## **II.2.6 Geldwert und der Begriff der Ganzheit**

Zur Bestimmung eines Geldwerts reicht die Hilfestellung arithmetisch strukturierter Wertmaßeinheiten alleine also nicht aus, es muss außerdem noch ein Bezug zum gesamten Marktgeschehen der Gesellschaft hergestellt werden. In diesem Geschehen steht das Verhältnis zwischen Geldeinheit und Ware – der Preis – fortlaufend auf dem Prüfstand. Im kleinen und überschaubaren Rahmen von Konsumprodukten gestaltet sich das Schwanken der Preise als Ermessenssache, als schlichtes Austarieren zwischen Herstellungskosten und Nachfrage, zwischen konkurrierenden Produkten derselben Gruppe, oder auch zwischen benachbarten Kategorien wie Milch und Brot und Fleisch. Aber auch dann sind diese Preise in das multirelationale Feld *aller* Preisbildung gebettet, dessen koordinierende Kraft von der äußersten Peripherie her wirkt: vom totalen Bedarf an und Verfügbarkeit von Zahlungsmitteln einerseits und andererseits vom Bedarf an und Verfügbarkeit von Waren *aller* Gesellschaftsteilnehmer. Dieser Zusammenhang wird getrübt dadurch, dass es sich bei der Preisentwicklung in jedem Moment um einen vorübergehenden Zustand handelt. Aufgrund von den sich immer wandelnden Existenzbedingungen und zugleich der nachvollziehbaren Trägheit lebendiger Wesen bei ihrer Anpassung an diese, werden die Preise insgesamt selten mit den ‚objektiven‘ Gegebenheiten übereinstimmen und niemals endgültig zu Ruhe kommen.

Wenn die Geldmenge einer Gesellschaft unflexibel ist, beispielsweise weil nur ganz bestimmte, beschränkte Substanzen wie Edelmetalle als Zahlungsmittel gelten, oder weil eine übergeordnete öffentliche Instanz die Geldmenge vorgibt, bleibt dem Marktgeschehen nur Umlaufgeschwindigkeit und Preisniveau als Spielraum zur Anpassung des Geldes an die wirtschaftliche Aktivität. Diese Möglichkeiten stoßen aber beide schnell an empirische und psychologische Grenzen.

Daher ist eine solche Gesellschaft für ihre Prosperität und Fortbestand besonders auf die angemessene und rechtzeitige normative Intervention durch ihre übergeordneten Verwaltungsorgane angewiesen. Doch während sich die Mitglieder einer Gesellschaft durch Normativität und Gebräuche binden lassen können, bleibt das Prinzip Geld davon unberührt. An sich kennt die Kaufkraft einer Währungseinheit keinen anderen objektiven Referenzpunkt als das Verhältnis zwischen Gesamtgeldmenge und Marktumsatz. Demzufolge könnte eine Gesellschaft mit einer festgelegten nominalen Geldmenge trotzdem Wirtschaftswachstum ermöglichen, indem alle Preise flächendeckend und proportional gleichmäßig gesenkt würden. So würde beispielsweise eine voraussichtliche Doppelung des gesamten Marktumsatzes eine nominale Halbierung aller Preis-, Wert- und Schuldennennungen erfordern, um mit derselben nominalen Geldmenge auszukommen. Dass ein solches Vorgehen jedoch unannehmbar und realitätsfremd wäre, liegt auf der Hand. Nach oben passen sich Warenpreise leichter dem verfügbaren Geld an, als nach unten.

Als letztgültiger und langfristiger Referenzpunkt des Geldwerts, jenseits von den Wunschbildern normativer Strategien, bleibt einzig die Relation zwischen der totalen Geldwertmenge und dem gesamten Marktumsatz. An dieses Verhältnis, und an seinem strukturellen Relevanz können weder öffentliche Meinung, emotional unterlegte Auffassungen noch andere Anwendungen der Gesellschaftsakteure langfristig etwas ändern. Und wenn diese beiden Gesamtmengen spiegelbildliche Größen sind, steht ihre Relation unter der Vorherrschaft der Äquivalenz: Wie auch immer sich die eine entwickelt, wird sich die andere dahingehend angleichen, dass ihr Größenverhältnis zueinander immer ausgewogen bleibt. Die Geldmenge wird im Laufe der Zeit zwar vielfach verwendet, aber die wirtschaftliche Produktion wird mit keinem Geld *außer diesem Geldganzen* finanziert. Ohne diesen Umstand ernsthaft zu berücksichtigen, haben wir keine Möglichkeit, dem Beliebigkeitspotential des virtuellen Gutes *Geld* etwas Standfesteres als normative Maßnahmen entgegenzusetzen.

Beiden Größen – Geldwertmenge und Marktumsatz – stellen je für sich eine Ganzheit dar: die Ganzheit des Geldwertes steht der Ganzheit des Umsatzes ge-



genüber. Solche Ganzheiten können begrifflich *universen* genannt werden. Ein weitaus bekannteres *universum* ist das Weltall, indes es keinen Stern und keine Galaxie geben können, der oder die nicht Teil dieses Ganzen ist. Bei *diesem* Begriff des Alls ist eine Differenzierung zwischen Innen und Außen ganz und gar sinnwidrig, denn würde man etwas finden, das sich außerhalb jener Allheit befindet, von dem man meint, es könnte zu ihr hinzugefügt werden, hat man den Wortbegriff als Name für eine gewiss sehr große Menge verwendet, aber den hier angestrebten Begriffssinn verkannt. Ein *Ganzes* kann weder größer noch kleiner werden: Neu entdeckte oder neu erkannte Teilmengen erweitern es nicht, sondern können lediglich die bislang bekannten Teilmengen proportional zum Ganzen kleiner machen, was indessen zufolge hat, dass die Ganzheit *kleinteiliger* wird. Dieser Begriff der Ganzheit ist insofern ausdrücklich relational. Wenn man ihn auf die Geldwertmenge anwendet, hat es zu Folge, dass jede existierbare Geldwertmenge als Teil dieses Geldwertmengen-Ganzen aufgefasst werden muss. Sollte sich eine „Portion“ Geldwert finden oder herstellen, die bislang nicht als Teil des Ganzen gegolten hat, würde die „alte“ Ganzheit dadurch nicht größer, sondern eben nur: kleinteiliger. Dieser Zusammenhang von Ganzheit und Teilen lässt sich mit klassischem Bruchrechnen recht gut veranschaulichen. Als Bruch dargestellt kann man ein Ganzes bekanntlich beliebig ausweiten oder verkleinern, ohne dass der Quotient dadurch von 1 abweicht.

Im Kapitel II.2.5 wurde der Geldwert der materiellen unzählbaren Sache *Holz* gegenübergestellt. Auch Holzmengen kann man, wenn man so möchte, unter dem Sichtpunkt von *Teil und Ganzheit* betrachten. Aber während es für die Beziehung zwischen Teil und Ganzem bei einer Geldmengen-Ganzheit auf dasselbe hinauskommt, ob man für ihre Verdoppelung jeder bestehenden Teilmenge eine zweite, gleichwertige zur Seite stellen, oder man jede Teilmenge in zwei Stücke brechen würde, so ist dies bei Holz definitiv nicht das Gleiche. Was für das materielle Unzählbare ein abwegiges Gedankenspiel ist wäre für *Geldwert* eine berechnete Überlegung. Diese Sichtweise ist sogar die einzige, welche der Sache gerecht wird: Sollte sich z.B. eines Tages mein langfristiges Einkommen auf einmal verdoppeln, würde es mir kein bisschen anders ergehen, als wenn stattdessen alle Preise ebenso plötzlich halbiert würden. Während eine lange Reihe Ei-

genschaften zur Selbstidentität des Holzes gehören, hat eben der Geldwert so gut wie keine. Ihm bleibt lediglich seine relational-quantitative Bestimmung.

Der Wert einer per Kredit geschöpften Geldmenge wird, wenn wir die Gesamtgeldmenge als *universum* betrachten, strenggenommen nicht erzeugt. Schöpfen hieße normalerweise, etwas entstehen zu lassen oder in die Welt zu bringen, dass unmittelbar zuvor nicht dagewesen ist. Dies kann bei einem *universum* nicht der Fall sein. Wenn der Geldwert ein *universum* ist und seiend ist, dann ist er schon immer als Ganzes da, und kein Anteil davon kann nachträglich von einem existenziellen Zustand zum Anderen übergehen. Durch das Geldschöpfen vergrößern und vermehren sich gewiss die Anzahl der Wertzeichen oder die Summe der arithmetischen konstituierten Zeichen, die auf Geldwertquanten verweisen, während das *universum* des Geldwertes lediglich kleinteiliger gemacht wird.

Der verbreitete Gesichtspunkt, dass Geld im modernen Geldsystem ‚aus dem Nichts‘ geschöpft wird, ist mit der Deutung der Geldmenge als *universum* nicht vereinbar. Seiner gedanklichen Konstruktion nach, ist das *Nichts* etwas, das nicht (bereits) ist, ein Bereich, der im Gebiet des gegenwärtig Seienden nicht enthalten ist, und weil davon getrennt, eben ein *hinzufügbares* Potential darstellt. ‚Aus dem Nichts‘ suggeriert, dass mit der Geldschöpfung etwas vom einen im anderen Bereich transferiert werden würde. In diesem Fall müsste der Bereich des seienden Geldes faktisch vergrößert werden, was eben dem Begriff des *universums* widerspricht. Falls man dem Geldwert aufgrund seiner minimalen Selbstidentität vom Bereich dessen, das ist, ausschließen möchte, würde der Geldausweitungsvorgang, anstelle ‚Schöpfung aus dem Nichts‘ besser heißen: Schöpfung *im* (innerhalb, im Bereich des) Nichts. Allerdings habe ich den Eindruck, dass die Seinsweise des Geldwertes durch den Begriff des *Nichts* in verkehrter Beziehung zum materiellen Sein gebracht wird, und dass der Begriff des Virtuellen wesentlich treffender ist.

Man kann der Identitätsarmut des Geldwertes durchaus als Konsequenz davon auffassen, dass das Tauschmittel *Geld* im Laufe der Geschichte zum universellen Äquivalent gemacht wurde. Doch handelt es sich bei dieser Entwicklung nicht um eine Vereinheitlichung durch schematisches und mutwilliges Abtrennen von ei-

gentlich intrinsischen Eigenschaften. Vielmehr ist seine universale Fähigkeit, anderen Sachwerten zu entsprechen, das Ergebnis eines langen Abstraktionsprozesses, bei dem faktisch entbehrliche Eigenschaften vom Tauschmittel abgestreift worden sind, damit das Geld den immer höheren Anforderungen zur Versatilität genügen konnte, welche vorangeschrittene Gesellschaftsverhältnisse vom Medium Geld gefordert haben.

Der Wert von historischen Geldformen: Naturalien, Geräte, Hackmetall und Kurantmünzen wurde in demjenigen Wertgut selbst verortet, durch den es auch repräsentiert war. Jedes dieser Gelder hatte eine Reihe von materiellen und funktionalen Eigenschaften, die ihm eine bestimmte Form von Identität verlieh. Bei Gerätegeldern und Münzen kam noch die Formgebung hinzu, wobei diese in viele Fälle manche materiellen Eigenschaften nachrangig machte. Die seit dem 12. Jh. in Erscheinung getretene Buchgeldpraxis funktionierte zwar zunächst nur als unselbständige Ergänzung zur Münze, lockerte dennoch maßgeblich die Bindung der Geldwerte an die Topologie des Wertgutes. Wenn Geldwerte heute überwiegend durch digitale Medientechnik als arithmetisch quantifizierte Mengen einer Währung repräsentiert werden, haben die einzelne Geldbeträge zwar einen Bezug zum jeweiligen Kontoinhaber und eine spezifische Verortung im Zeitverlauf (die Zeitpunkte, wann ein Konto mit bestimmten Beträgen gutgeschrieben bzw. belastet wurde), zudem setzen sie nach wie vor einen Marktkontext voraus, in dem die Gesamtgeldmenge dem Güterkreislauf spiegelt, aber ansonsten fehlt ihnen weitgehend jede physische und sonstige topologische Lokalität. Damit hat die digitale Technologie noch mehr als die Loslösung vom Goldwert die Geldwertdarstellung von materiellen Eigenschaften befreit. Erst dieser Schritt, dank der global vernetzten Computertechnik, ließ das Buchgeldprinzip das Bargeld überflügeln und es zu einer praktikablen Alternative auch für den Alltagsbedarf werden.

Die digitale Technik birgt allerdings auch die Möglichkeit in sich, Geldwert an digital konstruierte Selbstidentität festzumachen. Obwohl Buchgeld weder aus Münzen noch Banknoten besteht, noch in diesem Sinne gestückelt ist, wäre es dennoch denkbar, digitales Geld gleichermaßen zu stückeln und jede Einheit mit

einem verschlüsselten Datensatz auszustatten, der wie die Seriennummer von Banknoten funktionieren würde. Wenn man dann eine Überweisung tätigte, würden die digitalen Geldeinheiten mitsamt ihren entsprechenden Seriennummern auf das Konto des Empfängers übergehen. Interventionen dieserart würden das Wesen des Geldes allerdings vermutlich stärker kompromittieren, als es die Bindung an Hackmetall und Kurantmünzen vormals getan haben und würde den alten Irrglauben an eine materielle Deckung, genauer noch: an die Notwendigkeit und Richtigkeit der Bindung des Geldwertes an eine Selbstidentität, in der Welt des digitalen Codes wieder aufblühen lassen.

### **II.2.7 Über die (Un-)Vergänglichkeit des Geldes**

Während die Geldzeichen vielgestaltige Gegenstände in Raum und Zeit sind, die entstehen und verschwinden können, und auf die eine Menge verschiedene Prädikate zutreffen können, steht der Geldwert in jeder dieser Hinsichten jenseits von Raum und Zeit: *für sich betrachtet* ist er unveränderlich und apodiktisch unvergänglich. Alle Veränderungen des Geldtokenbestandes bzw. der nominalen Geldmenge lassen die virtuelle Ganzheit des Geldwerts unverändert. Was sich ändert, ist vielmehr die Größe der Anteile am Gesamtgeldwert, die durch die einzelnen Zeichen repräsentiert werden. Und dennoch, vom einzelnen Geldtoken aus gesehen, erscheint die Sache nicht so eindeutig. Denn für das einzelne Wertzeichen ist es durchaus möglich, dass *sein* Wert verloren gehen kann, z.B. weil bestimmten Münz- und Banknotenserien eingezogen werden oder außer Gebrauch gehen. Das Wertzeichen steht demzufolge im Spannungsfeld zwischen Wertstabilität und materieller Haltbarkeit: in manchen Fällen überdauern die Zeichen die Zeitdauer ihrer nominalen Wertigkeit, und in anderen Fällen, wie insbesondere bei Naturaliengeldern, geht Geldwert verloren, wenn und weil das Wertzeichen zugrunde geht. Die Fähigkeit, Wert langfristig zu speichern, wird denn auch immer wieder als wesentliches Kriterium für die gesellschaftliche Annahme eines Zahlungsmittels hervorgehoben (vgl. Bundesbank 2015, 10f.).

Dadurch, dass der Geldwert selbst kein materielles Korrelat hat, sind Zeichen- und Darstellungssysteme unabdingbar, um ihn zur gesellschaftlichen Geltung zu bringen. Trotz seiner außerordentlichen ‚Schlüpfrigkeit‘ und trotz seines funda-

mentalen Mangels an Selbstidentität müssen diese Systeme einzelne Wertquanten eindeutig, absolut zuverlässig und mit angemessener Handhabbarkeit darstellen können, und dabei gewähren, dass beliebige Transaktionen zwischen Gesellschaftsteilnehmern erfolgen dürfen. Für jeden definierbaren Zeitpunkt müssen Wertteilmenen als bestimmten Akteuren zugehörig erklärt, und diese Zugehörigkeit muss zu beliebigem Zeitpunkt und aus unterschiedlichem Grund (Zahlung, Verleih und Geschenk, Entwendung und Verlust) beendet werden können. Die Zeichensysteme müssen effektiv ausschließen, dass dieselbe Teilmenge gleichzeitig zwei verschiedenen Teilnehmern zur Verfügung steht, bzw. dass Kontroversen über die absolute Verortung eines Wertquantums entstehen. Historisch gewachsene Geldsysteme wurden wahrscheinlich nie planmäßig mit dieser Eigenschaft ausgerüstet. So lange der Wert auf einer materiellen Basis ruhte, hatten sie sie aber ohnehin. Wie gewichtig diese stricte Bestimmtheit für ein Geldsystem ist, wurde vielleicht gerade dann ersichtlich, als man das Prinzip der materiellen Deckung verließ.

Bei einer Zahlung an ein digital (oder handschriftlich) geführtes Kontobuch werden, wie wir gesehen haben, nicht genau *diese* bestimmten Münzen und Banknoten als solche erfasst, sondern nur die Wertsumme wird als ab diesem Zeitpunkt diesem Kontoinhaber zugehörig verzeichnet. Das Bargeld dazu wird ohne weiteren Vermerk nach Stückelung und Währung aufbewahrt, oder dieser Schritt entfällt, sofern es sich um eine bargeldlose Transaktion handelt. Um die Wertquanten der Ein- und Ausgänge vom Konto exakt benennen zu können, und um die jederzeitige Geldmenge insgesamt zu kontrollieren, werden die Kontobewegungen fortlaufend erfasst. Durch Angaben von z.B. Zeitpunkt, Transaktionspartner und Zweck, werden die Geldbewegungen in der Chronologie des realen Zeitgeschehens verankert. Auf diese Weise lassen sie sich – z.B. im Fall einer Zwistigkeit – durch ein ganzes Geflecht von Kontenbüchern und lebenden Personen verifizieren.

Dass ein Dieb über eine von ihm gestohlene Münze ab sofort verfügt, darüber würde zwischen Täter und Beschädigter keine Meinungsdivergenz bestehen. Uneinigheiten beständen vielmehr bezüglich der Richtigkeit des Vorgehens, und

darüber, ob gesellschaftliche Maßnahmen getroffen werden sollten, damit das Geld an den rechtmäßigen Besitzer zurück käme und der Täter für sein Vergehen belangt würde. Aber selbst wenn solche Schritte erfolgten, würde es keinen Abschnitt der Vergangenheit widerrufen können. Bargeld, das wie das Geld der meisten heutigen Währungen, keine Edelmetalldeckung und keinen anderen Einlöseanspruch hat, lässt sich prinzipiell durch Fälschung oder stillschweigende amtliche Verordnung willkürlich vermehren. Wie jedes substanzbasierte Geldzeichen kann es zerstört werden oder einfach verloren gehen (und somit auch gefunden werden), aber weder totale Zerstörung noch Verlust von Bargeld wird die Emissionsfähigkeit der Währungshoheit grundsätzlich beeinträchtigen. Ginge Bargeld hingegen in Zeiten der Kurantmünze verloren, verminderte sich die Emissionsgrundlage des Geldes entsprechend. Es musste neues Metall gewonnen werden, um die alte Gesamtgeldmenge wiederherstellen zu können. Sofern der Feingehalt eingehalten wurde, war jeder Ausdehnung der Geldmenge durch die begrenzten Edelmetallvorkommen Schranken gesetzt. Wenige andere Naturalgelder haben eine derart zuverlässige Mengenbegrenzung, und kaum eine andere Substanz kann entfernt an die relative Unverderblichkeit der Edelmetalle heran kommen. Andere Naturalgelder haben einerseits einen entscheidenden Vorteil darin, dass ihnen, unabhängig von der Marktlage, immer ein realer, lebenspraktischer Nutzwert erhalten bleibt. Andererseits, obwohl ein Vermögen an Vieh oder Getreide sich verjüngen und vermehren lässt, bleibt seine Haltbarkeit nach wie vor ungewiss, weil es jederzeit verderben oder verbraucht werden könnte. Trotz des Nutzwertes und von diesem weitestgehend unabhängig, ist jeder augenblickliche Tauschwert von Naturalgeldern – wie bei jeder Geldform – maßgeblich durch Verfügbarkeit und Nachfrage bedingt.

Buchgeldbewegungen lassen sich grundsätzlich – innerhalb von gewissen Grenzen und wenn dies als zulässig erachtet wird – immer rückwirkend korrigieren. Anonymer Diebstahl, wie es bei Bargeld möglich ist, ist bei transparenter Buchführungspraxis nicht ausführbar. Entwendungen können nur realisiert werden, sofern sie *im Namen der Konteninhaber* als Überweisungen an bestimmte, namentliche Empfänger getätigt werden. Dementsprechend können Buchgeldbeträge nie nirgendwohin verloren gehen. Sie werden stets ‚bei jemandem‘ sein.

Aus denselben Gründen lässt sich die Geldmenge in Buchgeldsysteme nicht eigenmächtig und willkürlich ausweiten. Die Ausnahme der gewöhnlichen Buchgeldschöpfung per Kredit stellt einen gesellschaftlich gebilligten und geregelten Vorgang dar. Durch die an ein Darlehen geknüpften vertraglichen Bedingungen, Zinslast und nicht zuletzt aufgrund vom Szenario einer Vollstreckung von Pfandsicherheiten oder Bürgschaften dritter, in Folge schwerer Säumnisse oder Zahlungsunfähigkeit, besteht für den Kreditnehmer eine imperative Verpflichtung zur Rückzahlung des Kredits. Strengt sich der Kreditnehmer wie vorgesehen an, erfolgt die schrittweise Tilgung des Kredits, und in derselben Zeit wird ein Geldvolumen in Höhe des ursprünglichen Kredits vernichtet bzw. verschwindet aus dem Geldkreislauf. Diese Geldschöpfung bewirkt im Prinzip also nur eine vorübergehende Ausweitung der Geldmenge. Wenn die Gesamtgeldmenge dennoch zunimmt, bedeutet dies, dass die Summe der gesellschaftsweit neu aufgenommenen Kredite höher ist als die Summe der getätigten Rückzahlungen.

## ***II.3 Geld und Wert im Kontext der gegenwärtigen Praxis***

### **II.3.1 Akkumulative Tendenz**

Höchstmögliche Wertstabilität bei materieller Unvergänglichkeit ist spätestens mit dem Wägemetall und der Kurantmünze zum allgemeinen Ideal des Wertzeichens geworden. Diese metallenen, begrenzt verfügbaren und extrem langlebigen Güter sind gesellschaftlich stets so aufgefasst worden, dass der durch sie repräsentierte Geldwert mit dem jeweiligen Token untrennbar verbunden war. Durch die Unvergänglichkeit ihrer Token eröffneten diese Geldtechnologien jene Entwicklungsphase, in der die Akkumulation zum zunehmend schwierigen Merkmal von Geldsystemen wurde.

In seiner Kritik des bestehenden Geldsystems legte (Schelkle zufolge) der radikale Geldreformer Silvio Gesell Anfang des 20. Jh. besonderes Augenmerk auf das, was er als zinsgetriebene Akkumulation von Geldwerten auffasste (vgl. Schelkle 1995, 17). Für ihn war wirtschaftliche Akkumulation gleichbedeutend mit sich anhäufenden Geldvermögen, und diese waren (so Schelkle) „faulenzendes Geld [...] in den Tresoren der Banken oder in den Portemonnaies und Sparschweine der Geldbesitzenden“ (17f.). Diese örtliche Anreicherung des Zahlungsmittels

führt in allen anderen Teilen der Gesellschaft zu Geldverknappung, weil das Geld „in seiner konkreten Gestalt in Gold- oder Papierform“ ein nahezu unverderbliches Gut ist, weil es knapp vorhanden ist bzw. knapp gehalten wird und nicht zuletzt weil es durch die Rechtsordnung zum alleinigen Tauschmittel inthronisiert worden ist (vgl. 18). Dieses Geld, das für den realwirtschaftlichen Tausch jedoch dringend benötigt wird, lässt sich nun komfortabel gegen Zins verleihen, wodurch aber die Vermögen der „Geldbesitzenden“ anschwellen und die allgemeingesellschaftliche Lage immer prekärer wird (vgl. 18f.). Als Lösung auf das Akkumulationsproblem schlug Gesell vor, ein durch künstliche Haltekosten umlaufgesichertes Geld einzuführen.

Schelkle bemängelt zu Recht die Auffassung Gesells, dass Ersparnis gehortetes, faulenzendes Geld ist. Sie weist in ihrer Beurteilung darauf hin, dass Gesell damit „eine klare Trennung zwischen Geldbesitzern und Güterbesitzern“ unterstellt, was eben „kreislauftechnisch wenig Sinn [macht]: Haushalte sind immer beides, wenn sie Güter kaufen, sind sie Geldbesitzer, wenn sie ihre Arbeitskraft zu Markte tragen dagegen Warenbesitzer [...]“ (19) Dabei vergisst Schelkle jedoch einen wesentlichen Punkt. Denn auch wenn das Geld sich realiter nicht, und nicht einmal bildlich, bei den Vermögenden anhäufen würde, so fließen infolge einer Akkumulation je Zeiteinheit dennoch immer größere Anteile der Geldtoken (bzw. der Gesamtgeldmenge in einem Buchgeldsystem) einigen wenigen Gesellschaftsteilnehmern zu. Dementsprechend sind ebendiese Anteile derweil an anderer Stelle nicht verfügbar, und die Entscheidung ob, wann, wie und unter welchen Bedingungen dieses Geld demnächst weiter umlaufen soll, wird dem Willkür desjenigen unterliegen, der nun eben über diese Token verfügt. Diese Entscheidung wird sich dann weder in der Obhut einer gesellschaftlich anerkannten Institution befinden noch wird sie durch einen gemeinschaftlichen Konsens bestimmt sein. Das akkumulative Potential vieler historischen Naturalgelder (insbesondere, wenn es Verbrauchsgüter wie Gerste oder Textilien waren) war durch Verschleiß, Zerfall und Verbrauch weit mehr beschränkt als das der Edelmetalle und der modernen Geldformen, zudem konnten jene Naturalgelder besser und einfacher neu hergestellt werden. Aus diesem Grund würde sich eine allzu schiefe Vertei-



lungslage solcher Geldmengen besser aktiv, durch gesellschaftliche Regelung, oder passiv, durch das Wirken der Zeit korrigieren lassen.

Schelkles Ablehnung von Gesell scheint mir außerdem dürftig, wenn sie ihm entgegenhält, dass „[...] es sehr wohl ökonomische Mechanismen [gibt], die Geldvermögen immer wieder entwerten (Einzelwirtschaftlich: der Konkurs; volkswirtschaftlich: Inflation, Währungsreform oder Umschuldungen)“ und dass es demzufolge „kein zwanghaft exponentiell wachsendes Vermögen“ gibt (Schelkle, 20). Auch wenn Gesells Gedanken zur Geldhortung zum Teil tendenziös und mit Fehlern belastet sind (vgl. auch Türcke 2015, 425f.), wird seine kritische Erläuterung der Akkumulationsproblematik durch Schelkles Einwand viel zu leichtfertig beiseite geworfen. Denn, sofern Akkumulation von Tauschmitteln stattfindet, bleibt es, wie eigentlich auch Schelkle bewusst ist, eben nicht auf die Ebene der Tauschmittelvermögen beschränkt. Die „Geldhortung“ wäre nur die erste, vorübergehende Phase einer akkumulativen Umverteilung.

Vom Geld wäre ganz allgemein zu erwarten, dass es sich in Perioden punktuell konzentriert und sich beizeiten wieder weitläufig verteilt. Die nominale Geldmenge möchte zunehmen und schrumpfen, während die Kaufkraft des Geldes und der Preis von Waren und Vermögensobjekten sich immer wieder von neuem an die gegenwärtigen Marktverhältnisse anpassen. Doch wo sich Geldwert akkumuliert, sucht die ungleiche finanzielle Vermögensverteilung Niederschlag in entsprechenden Herrschafts- und materiellen Eigentumsverhältnissen. Und realwirtschaftliche Verteilungsmuster, die einmal entstanden sind, haben einen langen Nachlauf. Sie können durch Zeitabschnitte hindurch bestehen bleiben, in der die Bedeutung des Geldes nachlässt oder sogar verschwindet. Denn um Eigentum zu behalten, das man bereits vollständig besitzt, braucht man kein Geld. Die etablierten Strukturen regeln dann beim nächsten Hochstand des Geldes maßgeblich, wohin es zunächst fließen wird, sodass von seiner Fluktuation keine gründlich ausgleichende Wirkung auf die Besitzverhältnisse zu erwarten ist.<sup>43</sup>

---

<sup>43</sup> Ein Beispiel: Türcke zufolge (der sich in dieser Sache auf Max Weber beruft) waren es vorwiegend wirtschaftliche Gründe, die den Zerfall des römischen Reichs auslöste. Und zwar brach das Imperium zusammen, weil nicht mehr genug Sklaven, von der die landwirtschaftliche Produktion abhängig war, zu bekommen waren. Indem die Grundversorgung demzufolge gesellschaftsweit

Vielmehr werden es gesellschaftliche Reformen, Völkerwanderungen, Kriege und Pandemien sein und gewesen sein, die eine fortgeschrittene realwirtschaftliche Akkumulation umstoßen.

Wer Geld verleiht, macht durch Zinsen und Gebühren in der Regel einen Gewinn. Selbst islamische Banken, die einem religiös begründeten Zinsverbot entsprechen wollen, erwirtschaften einen Mehrwert aus verliehenem Geld, nur wird dieser Gewinn anders bezeichnet und im Finanzprodukt anders verpackt (vgl. Pfannkuch 2009). Solche Gewinnberechnung lässt sich ebenso rational begründen wie der Gewinn beim Wirtschaften mit Gütern und Dienstleistungen. Jede Wirtschaftstätigkeit die über eine Subsistenzproduktion hinausgeht, und die solcherart bewältigt wird, dass ihre materielle und finanzielle Kapitalgrundlage auf lange Sicht erhalten bleibt, erwirtschaftet in Umkehrschluss immer einen gewissen Gewinn. Sofern die Geschäftsleute für sich selbst zu sorgen wissen, wird der auf eine Ware erforderliche Gewinn grundsätzlich immer in jenem Preis enthalten sein, den man für diese zu zahlen hat. Stets punktgenau kostendeckend zu kalkulieren ist, angesichts der vielen Unwägbarkeiten des Wirtschaftens (etwa unvorhergesehenen Kosten oder Einkommenseinbrüche) ein unwahrscheinlicher Fall. Daher ist es häufig besser, seine Kosten tendenziell zu hoch zu veranschlagen. Eine zentrale Funktion des Gewinns ist insofern die finanzielle Polsterbildung.

Kritiker der Zins (wie auch Gesell ein solcher war), die geneigt sind, wegen des Zinses „den Geldbesitzern“ vorzuwerfen, den Hals nie voll genug zu bekommen, vergessen mitunter, dass nur wer Ressourcen über die eigene Bedarfsdeckung

---

versagte, kollabierte auch der Geldkreislauf. Diejenigen Menschen aber, die stets über viel Geld verfügt hatten, waren häufig außerdem Besitzer großer Ländereien. Als das Halten von Geld zum Lebenserhalt nichts mehr nützte, zogen sie aufs ländliche Gut hinaus, wo sie sich mithilfe von zu Fronbauern aufgestiegenen Sklaven zunehmend selbstversorgt machten, und nach Möglichkeit versuchten, den Kauf von Waren von außen entbehrlich zu machen (vgl. Türcke 2015, 134ff.).

Als einige Jahrhunderte später die Geldwirtschaft wieder in Gang kam, werden die Erben der Erben solcher Gutsbesitzer diejenigen wirtschaftlich Bevorteilten gewesen sein, die wieder am ehesten und am meisten Kaufkraft zu ihrer Verfügung bekommen würden. Wie auch heute gilt, dass wer keinen materiellen Reichtum besitzt, zunächst nur seine Arbeitskraft hat, die er zu Markte tragen kann. Daraus kann bekanntlich ein Broterwerb werden, aber allein davon sind wenige Menschen zu großem Reichtum gekommen.

*hinaus* hat (ob Geld, Güter, Zeit, Kraft, Wissen oder Fertigkeiten), in der Lage ist für andere etwas zu Verfügung zu stellen. Wer also gerne seine wirtschaftliche Tätigkeit auf Dauer fortsetzen möchte, tut gut, freie Kapazitäten vorsorglich aufrechtzuerhalten. Und jeder der auf diese Weise arbeitet, trägt wohl oder übel zur allgemeinen Akkumulationstendenz bei. Indessen ist es einerlei ob der Gewinn durch Geldverleih oder Gütertausch und ob mit oder ohne Geld zustande kommt. Wenn man sein Urteil von gewohnheitsmäßigen, moralisch und dogmatisch begründeten Sichtpunkten befreit, lässt sich zwischen den Gewinnen aus respektive Geld- und Güterwirtschaft kein objektiver Unterschied ausfindig machen: beide tragen gleichermaßen zur Akkumulation von Reichtum und Herrschaft bei. Inwiefern Zins auf Geld und Gewinn durch Güterwirtschaft respektive ein Problem darstellen oder nicht, sollte nicht so sehr nach moralischen Kriterien bewertet werden, wie anhand von der Frage, inwiefern die Gewinnberechnung zu signifikanter Umverteilung von Geld, Macht und Ressourcen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene führt.

Neben der ‚polsterbildenden‘ Funktion stellt die Möglichkeit, Gewinn und Zins, durch den Handel mit Gütern oder die Bereitstellung von Geld zu erwirtschaften, einen Anreiz zu dieserart Tätigkeiten dar. In der Aussicht auf Wirtschaftsgewinne (und damit einher die geminderte Gefahr des Verlustes) ließen sich Wirtschaftsteilnehmer dazu anregen, ihre disponiblen Ressourcen unbekanntem Anderen zu Verfügung zu stellen, auch ohne dass deren Wohlergehen sie selbst unmittelbar interessieren sollte. Der Gewinn ist demzufolge ein zentraler Mechanismus für das marktwirtschaftliche Organisationsprinzip, wonach die heute extrem globalisierte Wirtschaft ausgerichtet wird. Aus dem globalen Wirtschaften ist eine komplexe Verflechtung von Regionen und Kontinenten entstanden, und aufgrund von diesen multilateralen Abhängigkeiten kann die Weltgesellschaft die Marktwirtschaft und desgleichen das Gewinnprinzip kaum mehr über Bord werfen. Hieraus folgt freilich nicht, dass Gewinnmargen in jeglicher Höhe akzeptiert werden müssen oder sollten.

Auf der freien Preisbildung beruht die marktwirtschaftliche Organisation. Vorwiegend über die Preissignale und völlig dezentral regulieren sich Nachfrage und

Produktion sowie die geografische Verteilung der Warenströme, im fortlaufenden, kollektiven Dialog zwischen Zahlungsbereitschaft und Preisforderung (vgl. Türcke 2015, 444). In einer Zentralverwaltungswirtschaft hingegen müssten sämtliche Informationen, die jeder der einzeln verstreuten Kauf- und Verkaufsentscheidungen zugrunde liegen, der Planungsbehörde unverzüglich zufließen und ebenso unverzüglich in Anordnungen umgesetzt werden. Beides ist schon allein deshalb eine Unmöglichkeit, weil für die Bewältigung dieser Aufgabe die Informationen nie vollständig genug und nie früh genug ankommen würden. „[W]enn diese Behörde,“ wie Türcke (Hayek resümierend) schreibt, „auf alle Informationen wartet, die sie zum Handeln braucht, kann sie immer nur warten, nie handeln, und wann immer sie handelt, hat sie nicht alle nötigen Informationen.“ (Türcke, 444f.) Daher sei die zentrale Organisation eines Wirtschaftssystems zum Scheitern verurteilt. „Nur dezentral kann das wirtschaftliche Alltagswissen koordiniert werden: durch Geld.“ (445) Sicher handelt es sich bei dieser Darstellung der Vorzüge der Marktwirtschaft gegenüber der Planwirtschaft um eine idealtypische Vorstellung. Denn so elegant funktioniert die reale Marktwirtschaft noch lange nicht. Annähernd idealtypisch funktionieren kann sie nur in dem Maße, wie Freiheit und Chancengleichheit für alle Teilnehmer gewährleistet ist. Während die globale Gesellschaft in puncto Chancengleichheit ohnehin immensen Nachholbedarf hat, bewirkt die akkumulative Tendenz der Wirtschaft eine fortlaufende Verschärfung der Lage. Zudem scheint das marktwirtschaftliche Prinzip für manche Kategorien von Waren- und Dienstleistungen (z.B. infrastrukturelle Organisation) durchaus wenig geeignet zu sein.<sup>44</sup>

Die Endlichkeit des menschlichen Lebens hat in vielen Fällen der Akkumulation entgegengewirkt. Beispielsweise sind Besitztümer nach manchen regionalen oder kulturellen Bräuchen bei Generationenwechseln durch die Aufteilung unter

---

<sup>44</sup> An dieser Stelle richte ich einen Dank an Dag Schulze, dessen Skizze des „Gleichgewichtsgeldes“ mich auf diesen elementaren Voraussetzungen für das idealtypische Wirken der Marktwirtschaft und darauf, dass dieses Organisationsprinzip keineswegs für alle Gesellschaftsbereiche geeignet ist, hinwies. Vgl. Schulze 2014: *Gleichgewichtsgeld*, Seite 2; veröff. im Internet auf der Homepage des Autors (<http://www.gleichgewichtsgeld.de>). Online verfügbar unter: [http://www.geld.wohntisch.de/wp-content/uploads/ggg/2014-10-18\\_GleichGewichtsGeld\\_Funktionales-Geldsystem-fuer-eine-Solidarische-Marktwirtschaft.pdf](http://www.geld.wohntisch.de/wp-content/uploads/ggg/2014-10-18_GleichGewichtsGeld_Funktionales-Geldsystem-fuer-eine-Solidarische-Marktwirtschaft.pdf) (03.01.2017).

mehreren Erben gestükkelt worden, und oft haben Erbschaftssteuern dazu beigetragen, Werte aus Privatvermögen (wieder) in Gemeinschaftsbesitz zu überführen. Die Praxis, körperschaftlich organisierte Eigentumsstrukturen wie beispielsweise Aktiengesellschaften (seit dem 17. Jh.<sup>45</sup>) einzurichten, schwächt jedoch, so mein Eindruck, diesen Effekt des Generationenwechsels ab. Weil körperschaftliche Eigentumsstrukturen unabhängig vom Wechsel der Mitglieder beliebig lange fortbestehen können, verliert der durch den Tod eines Eigentümers bewirkte Beitrag zur Verlangsamung der allgemeinen Akkumulation an Bedeutung. Das in körperschaftlichen Strukturen zusammengeballte Vermögen wird hauptsächlich bei Misswirtschaft aufgespalten, was im Ganzen jedoch eher selten passiert.

Wie die Organisation Oxfam Jahr um Jahr dokumentiert, wird das weltweite Wohlstandsgefälle immer steiler, und immer weniger Personen besitzen immer größere Anteile des globalen Reichtums (vgl. Hardoon 2015, Hardoon et. al. 2016, Hardoon 2017). Wenn aber der Reichtum der Reichsten immer schneller zunimmt, folgt daraus, dass die Anteile der weltweiten Geldwertanteile, die genau in den mit diesem Wachstum verbundenen Transaktionsprozessen als Tauschmittel zirkulieren, gleichermaßen zunehmen müssen. Es dürfte jedoch einleuchten, dass das Zahlungsmittel ab irgendeinem Ausmaß der Schiefverteilung nicht mehr imstande sein wird, seine gesellschaftliche Funktion zufriedenstellend auszufüllen. Wenn, sagen wir, 1 % der Gesellschaftsteilnehmer über 99 % der Tauschmittel verfügen würde, ist fraglich ob weiterhin eine rechnerisch gleiche Kauf- und Befehlskraft je Einheitsmenge (bzw. je Geldeinheit) im Besitz eines jeden Wirtschaftsteilnehmers, gleichwie ob eines der Reichsten oder eines Ärmern, bestehen bliebe. Der Gefahr nicht nur einer Hyperinflation sondern eines Zusammenbruchs des Geldsystems an einem solchen Punkt scheint imminent. Aufgeschoben werden könnte ein Sturz vermutlich nur, indem das Gebot des Gehorsams gegenüber der Sprache des Geldes sich weiterhin verabsolutiert.

---

<sup>45</sup> Die erste Aktiengesellschaft im modernen Sinne, die Niederländische Ostindien-Kompanie, entstand im Jahr 1602 (vgl. Türcke 2015, 234).

Hin und wieder wird dem Geld vorgeworfen, ein Mittel zur Ausübung von Macht, Zwang und Herrschsucht zu sein. Diese Kritik kommt insbesondere bei Verhältnissen auf, in der die Verteilung von Reichtum, Armut, Geld und Schuldverhältnissen in extremes Ungleichgewicht geraten ist, und das sozial bedenkliche Wirkpotential des Geldes besonders augenfällig wird. Doch wenn die Funktion des Geldes auch in solchen Fällen moralisch urteilsfrei beschrieben würde, so würde meiner Ansicht nach erkenntlich werden, dass diese Gefahr keine primäre, ‚substantielle‘ Eigenschaft von Geld ist. Vielmehr wäre seine langfristig gemeinwohlschädigende Wirkung ein Resultat allein aus der exzessiven, ‚örtlichen‘ Konzentration, die, wie bei jeder Sache in der Welt, aus einem Mittel der Gesundheit eine Gift werden lässt. Jedes Geld, jede Kaufkraft ist ohnehin *potentielle* Macht und Herrschaft. Tauscht man dieses Potential gegen eine Ware, gelangt man zur *manifesten* Herrschaft über diese Sache. Bei Dienstleistungen oder gegenüber seinen Angestellten bedeutet der Geldfluss die Autorität zu besitzen, Anordnungen und Entscheidungen bezüglich der auszuführenden Arbeit zu treffen, und anschließend das Verfügungsrecht über das Ergebnis zu haben. Bei fortgeschrittenen wirtschaftlichen Differenzen, fortgeschrittener Akkumulation, tritt genau diese befehlende Qualität des Geldes in den Vordergrund.

### II.3.2 Mythos Wachstum

*Wachstum* ist eines der Schlüsselbegriffe des gängigen Wirtschaftsdenkens. Gemäß dem oft zitierten Motto „Die steigende Flut hebt alle Boote“, gilt Wachstum als zentrale Voraussetzung, um gesellschaftsweiten Wohlstand zu sichern, sowie um Armut zu bekämpfen.<sup>46</sup> Auch in der Gesellschaft besteht ein breiter Konsens, dass das bestehende Wohlstandsniveau *ohne* Wachstum nicht zu halten ist.<sup>47</sup>

---

<sup>46</sup> Vgl. z.B. den Beitrag „Die Flut hebt alle Schiffe“ auf der Website des Institut der deutschen Wirtschaft, hier: <https://www.iwkoeln.de/iw-dossiers/beitrag/armut-die-flut-hebt-alle-schiffe-102010> (18.01.2017).

<sup>47</sup> Vgl. z.B. folgendes Zitat von der Website vom *Denkwerk Zukunft - Stiftung kulturelle Erneuerung*: „Ohne Wachstum keine Investitionen, ohne Wachstum keine Arbeitsplätze, ohne Wachstum keine Gelder für die Bildung, ohne Wachstum keine Hilfe für die Schwachen. Und umgekehrt: Mit Wachstum Investitionen, Arbeitsplätze, Gelder für die Bildung, Hilfe für die Schwachen und - am wichtigsten - Vertrauen bei den Menschen“, so Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrer Regierungserklärung vom 10. November 2009. Die anderen politischen Parteien, Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände und nicht zuletzt die Bevölkerung sehen das genau so.“ Onlinequelle:

Tatsache ist, dass wir uns heute kaum vorstellen können und unserer Gesellschaft das gebotene Wissen dazu zu fehlen scheint, wie eine Gesellschaft blühen und gleichzeitig auf Dauer bestehen kann, ohne dass ihre Wirtschaft in irgendeiner Weise stetig wächst.<sup>48</sup> Gleichzeitig zeigt die Gegenwartsphase der sich entfaltenden Weltgeschichte mit immer größerem Nachdruck, dass das wirtschaftliche Wachstumsbedürfnis zum Verhängnis zu werden droht. Die widersinnige Annahme von endlosem Wachstum in einer endlichen Welt scheint Wahnvorstellung und Selbstbetrug zugleich zu sein.

Doch zunächst einmal, was ist unter diesem Wort zu verstehen? *Wachstum* ist an und für sich ein sinnreicher Begriff und kein Tarnwort eines Übels. Bei lebendigen Organismen heißt *wachsen* mitunter zu gedeihen, von Gestalt größer zu werden und sich von irgendeiner Anfangsform zu einem Reifestadium hin zu entwickeln. Wohl wegen dieser Vorstellung eines Entwicklungsganges, verwenden wir es häufig in Bezug auf Lernen und geistige Selbstentwicklung. Gesellschaftliches Wachstum müsste dementsprechend nicht notwendigerweise mehr Raum in Beschlag nehmen, sondern die im Wachstum begriffene Gemeinschaft könnte sich auf eine gewissermaßen höherstufige Kulturform hin entwickeln. In den meisten anderen Zusammenhängen jedoch meint man mit *Wachstum* das Größwerden, im Sinne einer Zunahme oder Ausdehnung.

Wirtschaftliches Wachstum wird in der Regel währungsbezogen, durch Zahlen, Graphen und Diagramme beschrieben. Die Zahlenwerte werden typischerweise größer und die Kurven steigen an. Hinter dem wirtschaftlichen Sinn dieses Wachsens verbergen sich aber notwendigerweise real- und lebensweltliche Verände-

---

<http://www.denkwerkzukunft.de/index.php/anliegen/index/abnehmerwohlstand>  
(18.01.2017).

<sup>48</sup> So kam im Jahr 1998 ein Workshop des Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung zur Diskussion der (von Greenpeace initiierten) Frage, „ob auf Wirtschaftswachstum aufgrund seiner ökologischen Folgen verzichtet werden kann und inwieweit sozial-ökonomische Zukunftsprobleme anders als durch Wachstum gelöst werden können“ (Wenzlaff et.al. 2012, 7) zu dem Schluss, „daß eine Begrenzung des Wirtschaftswachstums als originäres Ziel einer Nachhaltigkeitspolitik nicht sinnvoll sein kann. [...Denn es zeigt sich,] daß ein stationäres marktwirtschaftliches System, das hier mit Nullwachstum des realen Sozialproduktes gleichgesetzt wird, hochgradig instabil ist und die heute existierenden Beschäftigungsprobleme massiv ansteigen lassen würde.“ (Blazejczak 1998, zit. n. Wenzlaff et.al. 2012, 7)

rungen – ohne die das Wachstum gar wenig mit Wirtschaft zu tun hätte. Irritierend ist jedoch, dass diese Veränderungen nur in den wenigsten Aspekten unter dem Wachstumsbegriff einwandfrei zu fassen sind. Nimmt man ausschließlich das Wachsende in Augenschein, und lässt alles andere als gleichgültigen Hintergrund zurücktreten, mag jede Zunahme als Wachstum interpretiert werden. Sobald man aber auch das mit betrachtet, was sich außerhalb des Wachsenden befindet, wird offensichtlich, dass Wachstum in den aller meisten Fällen mit Einverleibung verbunden ist – man möge dies je nach Fall konkret, soziologisch, psychologisch oder sinnbildlich verstehen. Wenn das ‚hier‘ Akkumulierte ein begrenztes Gut ist, muss letztlich ‚dort‘ davon weniger übrig bleiben. Diese Problematik betrifft das Wirtschaftswachstum in zweierlei Hinsicht. Die erste gilt dem Wert des Geldganzen, für den ich auf den vorangegangenen Seiten nachzuweisen bemüht gewesen war, dass er als *universum*, als geschlossenes Ganzes zu betrachten ist. Während die Schöpfung neuer Werteinheiten die Gesamtgeldmenge kleinteiliger macht, handelt es sich beim Wachstum nominaler Finanzwerte (etwa durch Zins) grundsätzlich um Verschiebungen innerhalb dieses Geldganzen. Das finanzielle Wachstum des einen Teilnehmers kann demzufolge schwerlich anders erläutert werden, als eine Veränderung proportionaler Dominanzverhältnisse zwischen diesem und einzelnen oder der Gesamtheit der anderen Teilnehmer.

Beim zweiten Gesichtspunkt richtet sich der Blick auf die realen Vorgänge der Wirtschaft. Einerlei welches Wachstum man hier beschreiben würde, vollzieht sich dieses als asymmetrische Umverteilung entlang einer Achse, immer von einem Teilbereich einer Ganzheit hin zu dem anderen. Wachstum kann insofern nicht anders als kontrastiv definiert werden. Es gibt hierfür viele Beispiele. Sinkt die Wachstumsrate eines Betriebs unter das Niveau der allgemeinen Teuerung, würde dies mit großer Wahrscheinlichkeit auf langfristig nachlassende Wirtschaftlichkeit hindeuten. Ist die Wachstumsrate dieses Betriebs auf Höhe mit der Teuerung, aber geringer als das Wachstum konkurrierender Marktteilnehmer, könnte es ein Indiz dafür sein, dass man auf dem Weg ist, vom Markt verdrängt zu werden. Klar ist jedenfalls, dass in jedem Marktsegment irgendwann eine Sättigungsgrenze erreicht werden wird, und ab diesem Punkt kann weiteres Wachs-



tum nur durch die Verdrängung anderer erreicht werden. Diese Grenze ist der Ort, an dem sich die Geschlossenheit *dieser* Ganzheit kund macht. Für sich betrachtet, ist jeder Wirtschaftsraum eine ebensolche Ganzheit: ein *universum*. Eine Volkswirtschaft als Ganze kann aber nur dann wachsen, wenn sie irgendwelche Bereiche (konkret oder im übertragenen Sinne) für sich findet oder definiert, in die hinein gewachsen werden kann, wodurch etwas anderes weniger werden muss. Unmittelbar naheliegend ist es hier, an Exportüberschüsse und Gewinne durch Export in andere Wirtschaftsräume zu denken. Allerdings bildet man *in dem Maße*, wie man wirtschaftlich miteinander interagiert nicht zwei separate, sondern einen gemeinsamen Wirtschaftsraum.

Ein Wirtschaftsbetrieb könnte sein Wachstum kurzfristig aufbessern, indem er seine Gewinnspanne steigert. Zu diesem Zweck müsste er die Preise seiner Leistungen anheben oder die Produktions- und Betriebskosten senken, wobei letztere *wettbewerbsmäßig* häufig das Einfachere wäre. Kosten können durch materielle Ressourceneffizienz gedrosselt werden, doch öfter heißt Kostensenkung auch im internen Personalbereich Geld zu sparen oder die Preise bei Fremddienstleistern und Zulieferern zu drücken. Diese Akteure stehen nun auf der gegenüberliegenden Seite einer Achse, entlang der sich *zunächst* eine Umverteilung vollzieht, und um selbst weiterhin gut zu leben oder wettbewerbsfähig zu bleiben, sind sie effektiv dazu angehalten, auf dieselbe Art mit ihren eigenen Lieferketten zu verfahren. Die Wachstumserfolge des erstgenannten Akteurs werden aber nicht gegenüber Letzteren bemessen, sondern gegenüber anderen Akteuren im selben Marktsegment oder an der eigenen Wirtschaftlichkeitsentwicklung. Und die erwirtschafteten Gewinne sollten sich am besten auch, wie bereits angemerkt, gegenüber der allgemeinen Teuerung und der wirtschaftlichen Nahumgebung bewähren.

Wenn Wachstum stattdessen durch Produktionssteigerung erzielt werden sollte, müssten die Produkte des betreffenden Unternehmens bei Waren- und Leistungsabnehmern auf Zuspruch stoßen, sodass neue Marktanteile im Marktsegment gewonnen werden, oder sich die Gesamtnachfrage nach diesen Produkten erhöhen könnte. Im ersten Fall wird sich eine Umverteilungssachse innerhalb des-

selben Produktsegmentes bilden, während im anderen Fall anderen Marktbereiche betroffen sein werden. Eine steigende Gesamtnachfrage wird allerdings weitere Ringe ziehen und insgesamt asymmetrisch ausfallen, sodass die betroffene Ganzheit zunächst (neu) definiert werden müsste, damit sich die Konsequenzen beschreiben lassen. In der westlichen Welt ist beispielsweise das Angebot an Konsumgütern für die meisten Lebensbereiche übersättigt. Keiner von uns kann sich *alles* leisten, geschweige denn auch verwerten: Gekaufte Lebensmittel muss man irgendwie schaffen zu verzehren. Die Benutzung von Freizeitprodukten muss sich, neben der Befriedigung existenzieller Bedürfnisse und dem Nachgehen einer Beschäftigung, innerhalb des zeitlich Machbaren einordnen lassen. Und andernfalls müssen die Produkte aufbewahrt werden – was mitunter nicht ohne Aufwand ist – oder eben vorzeitig entsorgt werden. Infolgedessen hat Wachstum durch vergrößerten Güterumsatz, selbst in einem schmalen Produktsegment, zwei weitere, belangreiche Umverteilungssachsen: Indem die Besitztümer der Konsumenten um mehr Sachen ergänzt oder alte durch neue ersetzt würden, verlagert sich die Disposition ihrer Lebenszeit, Kraft und Aufmerksamkeit – und dies ist zunächst durchaus wertneutral aufzufassen – hin zur Beschäftigung mit *ebendiesen* Produkten, und weg von alledem, was auch immer es gewesen sei, womit sie früher körperlich und seelisch befasst gewesen sind. Inwiefern diese Verschiebungen Freiräume binden oder neue eröffnen, bleibt eine Frage des Einzelfalls.

Die bislang beschriebenen Umverteilungssachsen durch wachsende Güterproduktion und Konsum, betreffen wesentlich die Teilnehmer des Wirtschaftsprozesses. Sie gehen Menschen, Gruppen und Wirtschaftsräume genau in dem Maße an, wie sie aktive oder passive Teilnehmer sind. Den Teilnehmerbegriff in dieser Art zu thematisieren, ist deshalb wichtig, weil es keineswegs selbstverständlich gewesen und es heute noch immer nicht ist, dass jeder Mensch bloß aufgrund seines biologischen Menschseins als voll- und gleichwertiger Teilnehmer an dem, bzw. an *unserem* Gesellschafts- und Wirtschaftssystem anerkannt ist. Immer schon gab es Zeiten und Regionen hier oder dort, wo Menschen wegen ihres ethnischen Ursprungs oder aus den diversen Gründen beschnitten waren bezüglich ihrer Rechte, Eigentum und Geld zu besitzen, Kredite aufzunehmen oder

allgemein als gleichwertiger und gleichberechtigter Part in Wirtschaftsprozessen zu gelten. Weltgeschichte und Gegenwart sind voller Beispiele, wie das wirtschaftliche Wachstum einzelner Gesellschaften oder Gesellschaftssegmente geradezu durch Missachtung elementarer Rechte anderer erreicht worden ist. Abnorme Höhepunkte solcher Vorgänge sind die Verdrängung, den Verschleiß und die Vernichtung indigener Bevölkerungen und Minoritäten. Sie umfassen die Geschichte des römischen Reiches sowie die der Entdeckung und Kolonisierung Amerikas, um zwei allbekannte Beispiele zu nennen.

Solange vorwiegend nur einige westliche Volkswirtschaften „die kapitalistische Wirtschaftskultur und den mit sie verbundenen Leitbildern des Verbrauchs folgten“ (Welzer, 2011, 37), und diese Länder die ganze Erde als ihre privilegierte Rohwarenquelle betrachten konnten, wurde unser Planet von diese als unerschöpfliches Außen empfunden. Es erlaubte ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch, den wirtschaftlichen Wachstumstrieb als gesellschaftliche Segensvorstellung einzuüben. Wie es Harald Welzer formuliert, befinden wir uns nun aber am Ende dieses

[...] 200 Jahre lang extrem erfolgreichen Lebens- und Wirtschaftsmodells, das unter alten Bedingungen ganz prächtig funktioniert hat. Diese alten Bedingungen existieren nicht mehr.

Die alten Bedingungen, das war die Verfügbarkeit eines ganzen Planeten für einen kleinen Teil der Menschheit und seine Wirtschaftsform. Mit Hilfe von Ressourcen aus aller Welt konnten die Industriestaaten eine phantastische Zivilisationsmaschine betreiben [...]. Diese Form des Wirtschaftens, das immer ein Außen braucht, aus dem es Ressourcen bezieht, implodiert in dem Augenblick, in dem sie sich globalisiert.

Denn der globalisierten Welt, die dem Prinzip der grenzenlosen Ressourcennutzung folgt, schwindet das Außen, aus dem sie den nötigen Treibstoff beziehen könnte. Je mehr Gesellschaften der kapitalistischen Wirtschaftskultur und den mit ihr verbundenen *Leitbildern des Verbrauchs* folgen, desto kleiner werden die Räume zur problemlosen Ressourcenentnahme [...]. Aber immer noch sind nur Teile der Welt «globalisiert», ein erheblicher Rest lebt in vormoderner Armut und dient den «globalisierten» Ländern als «Außen». (Welzer 2011, 37)

Indem sich die Wachstumskultur globalisiert, schwindet fürwahr das Außen, und wird die globale Weltwirtschaft als geschlossenes Ganzes erkenntlich. Die von Welzer erwartete Implosion vollzieht sich langsam, bzw. steht meiner Auffassung nach noch aus. Denn bislang kommt es weiter nur zu Verschiebungen der

Umverteilungssachsen und Ergänzung um neue. Obwohl „ein erheblicher Rest der Weltbevölkerung“ den Wachstumsgetriebenen „als «Außen» dient“, reicht dies auf Dauer nicht aus. Wie Welzer schreibt, konsumiert

[...] die Gegenwart der Globalisierten [...] nicht mehr nur die Gegenwart der Marginalisierten [...] – die Ausbeutung des Planeten verlagert sich zunehmend vom Raum in die Zeit. Es ist die Zukunft derjenigen, die heute Kinder oder Jugendliche sind oder noch gar nicht geboren, an der Raubbau betrieben wird [...]. Die Gegenwart konsumiert die Zukunft. (Ebd.)

„Zukunft konsumieren“ ist durchaus sinnbildlich gesprochen. So führt einerseits die Aufrechterhaltung des Wachstums zu einem schmalernden Umbau der Gesellschaft. Im Zuge der Sublimierung dieses Mythos zum höchsten Lebenszweck müssen infrastrukturelle und andere materielle wie immaterielle, gesellschaftliche Errungenschaften wegbrechen, weil für ihren Erhalt keine finanziellen Ressourcen mehr verfügbar sind. Andererseits ist es die Umwelt, jener in seiner Vielheit so schwer fassbare Bereich der Wirklichkeit, der zunehmend verändert und zerstört wird. Das Artensterben schreitet voran und Biotope vielzähliger Arten schwinden, während artenarme Flächen und Regionen zunehmen (der Beitrag der modernen Landwirtschaft zu dieser Entwicklung ist ein eklatantes Beispiel). Es werden immer mehr Substanzen aus der Erdkruste für Energie- und andere Produktionszwecke herausgelöst und synthetisiert, bzw. beiläufig freigesetzt: Substanzen, die auf verschiedenste Weise letztlich lebensfeindlich sind. Die Umweltzerstörung ist nicht nur deshalb als ein Konsumieren der Zukunft der Kinder und Jugendlichen zu verstehen, weil wichtige Rohstoffe binnen weniger Jahren verbraucht sein werden, sondern umso mehr, weil wir als Lebewesen nie wirklich eine von der Natur losgelöste Existenz geführt haben. Unsere Nahrung und die Luft, die wir atmen sind nach wie vor Produkte jenes Lebenszusammenhangs, der wir *Natur* und *Biosphäre* nennen, und selbst all das, was wir inzwischen selbst mit technischen, chemischen und vielerlei anderen Verfahren herstellen wäre alles nicht geworden, würden wir nicht fortlaufend aus dem Vollen der von der Natur hervorgebrachten Ressourcen schöpfen. In dem Maße, wie wir die hochkomplex verwobene Gemeinschaft aller Lebewesen auf unserem Planeten stören und zerstören, beschränken wir den Entfaltungsraum, und untergraben schließlich das Fortbestehen, auch für unsere eigene Gattung.

Aus jeder materiellen Wirtschaftstätigkeit folgen die Veränderung, der Verbrauch, sowie die mehr oder weniger vorübergehende Inanspruchnahme dessen, was selbst nicht Mensch ist. Jede Produktion hat eine veränderte Umwelt zufolge, und in jedem Produkt steckt ein Stück veränderte oder gebändigte Natur, das später irgendwann wieder als Abfall ausgeschüttet werden wird. Das materielle Wirtschaften kann für die *Nicht-Teilnehmer* nicht ohne Konsequenzen vorübergehen, die verursachten Spuren können aber mehr oder weniger tiefgreifend und dauerhaft sein.

Wie wir also feststellen, umfasst die Kategorie der Nichtteilnehmer der Wirtschaft enorm viel mehr als nur die in diesen Strukturen unterprivilegierten Menschen. Während sich der Gedanke, dass auch der Natur Rechte zustehen müssten vielerorts ausbreitet, haben wenige Kulturen eine gelebte Tradition, die es der Bevölkerung mehrheitlich nahelegt, Tier- und Pflanzenarten, Seen, Bergen oder anderen Natur- und Landschaftsräumen eigenständige Existenzrechte zuzuerkennen. Diese riesige Gruppe von Nicht-Teilnehmern, die aber nie als Teilnehmer am Wirtschaftsprozess in Betracht kommen werden,<sup>49</sup> bildet während fast jedem Wachstumsschritt die gegenüberliegende Seite einer in aller Regel nicht gewürdigten Verschiebungsschere, die bestenfalls von Umweltschützern zur späten Stunde und mit gemischtem Erfolg ins Bewusstsein gerufen wird. Letztendlich gibt es kein Wachstum des Bruttoinlandsprodukts oder der Geldmenge, das jemals ein weltlich oder gesellschaftlich neutrales Geschehen dargestellt hat. Zudem kann das Wachstum nicht gleichmäßig und überall gleichzeitig geschehen, sondern passiert jeweils bei einzelnen Akteuren oder in bestimmten Bereichen der Gesellschaft: deswegen folgt aus jedem Wachstum immer eine relative Umverteilung. Wenn der hinzukommende Teil eines gewachsenen Wirtschaftsproduktes durch kleinere Akteure des Wirtschaftsraumes erbracht wird, kann dies die innergesellschaftlichen Spannungen, welche durch das generell stärkere Wachstum der großen Akteure verursacht wird, zwar abmildern. Wird es hingegen unter dem Dach der Großen geleistet, beschleunigt es die Eskalation. In den

---

<sup>49</sup> Sie können deshalb nicht in Betracht kommen, weil sie sich innerhalb der menschengemäß konstituierten Gesellschaft nie selbst werden vertreten können, und immer auf menschliche Stellvertreter angewiesen sind.

meisten Fällen wird es aber die Nichtteilnehmerschaft sein, welche das Gros der negativen Konsequenzen zu tragen hat.

### **II.3.3 Geldmenge, Verteilung und Konjunktur**

Konjunktoren sind der Wirtschaft so zugehörig wie in jedem anderen Bereich des Lebens des Menschen und der Natur. Bevölkerungen nehmen zu und ab, Kulturen, Bedürfnisse und Interessen wechseln, und jahreszeitbedingte sowie zufällige Ereignisse nehmen zusätzlichen Einfluss auf das Aktivitätsniveau. Sofern es sich um eine geldbasiert arbeitsteilige Wirtschaft handelt, wird bzw. muss die Geldmenge solchergestalt sein, dass sie diesen Aktivitäten insgesamt und in ihrer vielgestaltigen Wertrelationen zu einander jederzeit entsprechen kann. Wie die Quantitätsgleichung zum Ausdruck bringt, hat der Geldwert keinen absoluten Referenzpunkt, sondern ist eine dynamische Äquivalenzgröße zum Marktumsatz. Boomt die Wirtschaft, muss die Geldmenge zunehmen, geht der Trend abwärts muss sie ebenso reagieren. Umgekehrt können Veränderungen der Geldmenge die realwirtschaftliche Konjunktur beeinflussen. Die Wirkung kann aber auch bzw. stattdessen auf das allgemeine Preisniveau umschlagen.

In einem Geldsystem, dessen Geldbestand an keine Kreditverpflichtungen geknüpft ist, scheint es recht wahrscheinlich, dass die Emission zusätzlicher Geldquanten eher Inflation als Wachstum bewirken würde. Schelkle gibt hierzu ein unter Ökonomen bekanntes Gedankenexperiment von Alfred Marshall (aus 1871) wieder, das eine solche Situation beschreibt: Eine selbstversorgte Inselgesellschaft, die den internen Tausch von Waren und Dienstleistungen mithilfe von gewissen Muscheln als Tauschmittel regelt. Wenn nun ihre gesamte Muschelgeldmenge unerwartet über Nacht verdoppelt würde, stiegen die Preise anschließend, bis sich allmählich ein neues Gleichgewicht zwischen der Geldmenge und einer wesentlich unveränderten Warenmenge einstellt. Dadurch halbiert sich der Wert je Geldeinheit, und die Gesamtkaufkraft der Bevölkerung wird wie sie früher vor der Geldausweitung, gewesen war (vgl. Schelkle 1995, 23f.). Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Marschalls Inselmodell werden durch Beschreibungen von Durchschnittswerten dargestellt, sodass man zu der Annahme angehalten ist, dass sowohl die materielle und finanzielle Versorgungslage, als auch

die Bedürfnisse aller Insulaner recht einheitlich sind (vgl. ebd.). Gleiches gilt für die Verteilung des neu hinzukommenden Muschelgeld: „Das Inselvolk erwacht [...] kollektiv ausgestattet [...]“ (24) mit der verdoppelten Gesamtgeldmenge.

Eine wirtschaftliche Ausgewogenheit wie in Marshalls Modell ist auf unserem Planeten wohl nicht zu finden. Irritierend an seiner Skizze ist außerdem, dass das Frischgeld nicht punktuell sondern flächendeckend in Umlauf gerät.<sup>50</sup> Gleichwohl ist es interessant zu fragen, warum im Modell infolge der Geldmengenausweitung kein Wachstum zu erwarten wäre. Wachstum der Realwirtschaft müsste heißen, dass mehr als zuvor produziert, gebaut und geleistet wird. Sofern es volkswirtschaftlich wahrnehmbar sein soll, muss es außerdem durch geldvermittelte Arbeit für Andere erbracht werden: Selbstversorgung trägt zu dieser Rechnung wenig bei. Auf Marshalls Insel sind aber die Bedürfnisse aller so weit erfüllt, dass niemand eigentlich Grund hat, mehr als sonst produzieren zu lassen. Nehmen wir trotzdem an, ein Insulaner würde einen Wunsch oder ein zusätzliches Bedürfnis haben, das er durch Leistungen anderer erfüllen lassen möchte, und wofür er sein frisches, wie vom Himmel gefallenes Geld verwenden will: Im Modell erscheinen dann zweierlei weitere Hindernisse fürs Realwachstum. Denn der Handwerker oder Produzent wäre ebenfalls nicht nur weitgehend bedürfnislos, sondern er hätte wie jene Person am selben Tag ein ebensolches Geldvolumen bekommen. Diesen für einen zusätzlichen Arbeitsauftrag zu motivieren dürfte jetzt, wo er es weniger nötig hätte, noch weiter erschwert sein. Lust an der Arbeit selbst, sowie das Verhältnis von persönlicher Sympathie und Antipathie werden vermutlich schwerer wiegen, als der bisherige Preis für die betreffende Leistung. Der Einfall, mehr Geld als sonst für die Leistung anzubieten, oder von Seiten des Ausführenden, dies zu verlangen, wird daher sicherlich nicht fern liegen. Somit gerät die Inflation ins Rollen, wie es auch Schelkle beschreibt, bis die Geldmenge nur noch denselben realen Wirtschaftsumsatz wie ehemals bedienen

---

<sup>50</sup> Aus der realen Geschichte kennt man vielmehr die viele Jahrhunderte lang praktizierte Variante, in der Staatsoberhäupter nach eigenem Gutdünken, Möglichkeiten und Bedürfnissen die Geldmenge erweitert haben, indem sie neue, zusätzliche Münzen schlagen bzw. Banknoten drucken lassen oder Geld per Kreditaufnahme geschöpft haben. Dieses Geld wurde dann als erstes für Staatsausgaben (typischerweise Kriegführung) verwendet und geriet alsdann auf diesem Wege in den allgemeinen Kreislauf hinein.

kann (vgl. ebd.). Inwiefern der Preisanstieg an diesem Punkt auch wirklich halt macht, sei dahingestellt. Es scheint allenfalls wahrscheinlich, bei einer Versorgungslage wie auf der Modellinsel und, wenn Geld hauptsächliches Inzentiv zur Erbringen von Waren und Dienstleistungen wäre, dass nach dem Geldregen die Nachfrage stabil bleiben würde, während die Realproduktion vorübergehend absinkt, bis ein neues Waren-Geld-Gleichgewicht wiederhergestellt wäre.

Wären stattdessen Bedürfnisse, Geld und materielle Ressourcen realistisch ungleich verteilt gewesen, und es hätte jenen Geldregen nicht gegeben, wäre die Bereitschaft Vieler, für andere zu arbeiten, mit großer Wahrscheinlichkeit höher, weil sie erst dadurch an das Geld kämen, das sie selbst benötigen, um die Leistungen Anderer in Anspruch nehmen zu können. Wenn eine solche Dynamik in der Gesellschaft besteht, können diejenigen, die aus den verschiedensten Gründen mehr Geld als andere zur Verfügung haben, darin erfolgreicher sein, mit ihrem Mehr an Geld auch tatsächlich mehr Waren und Dienstleistungen zu beanspruchen. Zudem wird ein Bedarf für Leihgelder bestehen, sodass vermögende Teilnehmer ihr Geld auch verleihen könnten. Insgesamt gibt es also guten Grund, anzunehmen, dass die allgemeine Bereitschaft der Wirtschaftsteilnehmer dazu, Aufträge anzunehmen und zügig auszuführen, unter realistischen Verteilungsverhältnissen höher ist, als bei den Bedingungen in Marshalls Modell. Auch wenn es zunächst paradox klingen mag, scheint also die Aussicht auf materielle Bedürfnisbefriedigung aller besser zu sein bei ungleichen als bei gleichen Verhältnissen. Außerdem wäre in diesem Fall ein Wachstum wesentlich besser vorstellbar.

Geld leihen möchte normalerweise, wer persönlich Bedürfnisse hat oder wer ein Unternehmen aufzustellen bzw. fortzuentwickeln wünscht – dem aber hierfür das Geld fehlt. Als Kreditnehmer verpflichtet sich dieser gegenüber einem Kreditgeber dazu, die geliehene Summe und vereinbarten Zins in Geldform fristgerecht zurückzuzahlen. Das Geld hierfür kann er sich nur durch ausreichende Mengen an Arbeit oder wirtschaftlicher Tätigkeit für Andere erwirken: hierzu hat er sich durch die Kreditaufnahme mittelbar verpflichtet. Ab sofort ist er nicht nur aufgrund von eigenen Bedürfnissen, Wünschen, Interessen und Sympathien dazu



angehalten, Arbeit für andere zu leisten, sondern sein Kreditversprechen befiehlt ihm dies zu tun. Es gibt dadurch eben diesen anderen Menschen, der ihn aktiv daran erinnern wird, und der ihn bei Vernachlässigung des Vertrages, aus eigener Kraft oder unter Einberufung gesellschaftlicher Gewalt, diesbezüglich zu Rede und Antwort stellen wird.

Wie sehr die inneren und persönlich existenziellen Motive zur entgeltlichen Arbeit überflügelt werden durch das Drängen zu höherer Produktivität, welches die allgegenwärtigen und komplex verflochtenen Schuldverhältnisse bewirken, zeigt sich in unserer Zeit beispielsweise daran, dass die Wirtschaft nicht mehr abwarten möchte, bis die Verbraucher von sich aus ihren Bedürfnissen und Wünschen gewahr werden. Vielmehr versucht man ihre Nachfrage zu forcieren, indem man sie auf vermeintliche Bedürfnisse aufmerksam macht und ihnen, als Antworten darauf, zu begehrende Produkte vorhält. Die Werbebranche ist hierfür sicherlich die Spezialistin, aber jeder wirtschaftlich Tätige bessert in dem Maße seine Chancen, wie er auch selbst seinem Kunden diese ‚Gefälligkeit‘ leistet. Wenn ferner, wie im heutigen Geldsystem, die vorhandene Geldmenge oder ein Großteil dessen an Kreditverpflichtungen einer Vielzahl von Teilnehmern geknüpft ist,<sup>51</sup> scheint es durchaus wahrscheinlich, dass die Produktivitätsmoral dieser außerordentlich großen Gruppe für die gesellschaftsweite Grundeinstellung nachhaltig prägend sein kann.

Des Weiteren ist zu vermuten, dass, je höher die Verschuldungsrate in der Bevölkerung – und entsprechend ungleich die wirtschaftlichen Relationen dieser Gesellschaft –, umso mehr regen die Individuen einander zu Fleiß und Emsigkeit an, und umso weiter lässt sich das wirtschaftliche Wachstum über eine grundlegende Bedürfnisbefriedigung hinaus – oder auch völlig unabhängig von diesem Parameter – vorantreiben. Eine zentrale Voraussetzung für jene immer weiter wachsende Wirtschaft, die über das Maß des existentiell Notwendigen hinaus noch unbeirrt hinausgehen kann, scheint mit anderen Worten im sozial wie ge-

---

<sup>51</sup> Zu der im Eurosystem als „M1“ bezeichnete Geldmenge zählt Bargeld und Buchgeld, bzw. „Sichteinlagen“ oder „Giralgeld“ (vgl. Bundesbank 2015, 56). Das Buchgeld, das etwa 5/6 dieser Geldmenge ausmacht (vgl. ebd.), wurde nicht von der Zentralbank herausgegeben, sondern größtenteils von Geschäftsbanken durch Kreditgewährung geschöpft (vgl. 76).

sellschaftlich verankerten Zahlungsmoral zu liegen. Nicht jedoch das prinzipielle Vorhandensein von Schuldverhältnissen, sondern die fortschreitende Eskalation der gesellschaftlichen Schieflage und die daraus folgende Zunahme der Schulden drehen die Entwicklungsspirale immer ein Stück weiter.

Wirtschaftliche Akkumulation neigt dazu, soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten in der Gesellschaft zu mehren, hat sie aber keineswegs erschaffen. Es gibt im Leben eines jeden Menschen Phasen (wie Kindheit und hohes Alter), in der dieser ausschließlich als Verbraucher an der Wirtschaft teilnimmt, und andere, in der er auch selbst produktiv ist. Während sich manche Personen in ihrem Leben stark an der gesamtwirtschaftlichen Produktion beteiligen, gibt es andere, die aus verschiedenen Gründen überwiegend Verbraucher sind. Inwiefern man in der realen Welt vorhandene Ungleichheiten dieser Art moralisch bewerten soll oder nicht, hängt wesentlich von der Frage ab, in welcherart Gesellschaft man leben möchte. Hier soll lediglich festgehalten werden, dass eine Gesellschaft, die vorwiegend auf tauschwirtschaftlicher Fremdversorgung basiert, die Unterschiede zwischen den Menschen sich eher verschärfen als ausgleichen. Selbst unter historischen naturalwirtschaftlichen Verhältnissen wird der Tauschhandel zu Akkumulation und wirtschaftlichen Differenzen geführt haben. Gewinn, Gebühren, Zinsen und andere vermögensbildende Preiskomponente sind lediglich Namen für die entsprechenden Wirkmechanismen. Das Geld tut in dieser Hinsicht nichts als die Umverteilungsprozesse zu beschleunigen. Bei steigender Haltbarkeit des Geldmediums und bei gleichfalls größerer Stabilität der Gesellschaftsstrukturen, setzt sich die finanzielle Akkumulation über immer längere Zeiträume fort. Die Erben der Wohlhabenden werden dann die Vermögen ihrer Väter stets weiter ausbauen. Und die Hürden, welche die Fleißigen unter den Ärmeren überwinden müssen, um die Gesellschaftsleiter bis nach oben hin zu erklettern, werden immer höher.

### **II.3.4 Kreditgeldschöpfung**

Wenn griechische *obeloi* in den Tempelschatz zurückkehrten, wurde genau diese Menge an Geldwert dem allgemeinen Kreislauf entzogen (siehe oben, Kapitel I.5). Insofern war der *obelos* seiner Struktur nach ein Kreditgeld, und das einzelne

Token ein Schuldbrief, dessen Wertanspruch nur so lange bestand, wie das darin genannte Rückzahlungsversprechen noch nicht eingelöst worden war. Das Versprechen des *obelos* bestand jedoch nicht in irgendeiner Pflicht des Halters, genau dieses Werttoken oder andere Token mit einem entsprechenden Wert dem Besitz des Tempels zurückzuführen, sondern umgekehrt: der Tempel versprach, gegen Vorlage dieses Objektes einen entsprechenden Wert an Lebensmitteln auszuhändigen (vgl. Türcke 2015, 99). Analog dazu werden die *obeloi* in Verbindung mit einer Abgabe bzw. einem Vorschuss von Naturalien geschöpft worden sein. Dadurch dass jeder aktuelle Halter eines *obelos* diese Ration beanspruchen könnte, hatte das Wertzeichen Kaufkraft auch jenseits des Tempels. Für das Münzgeld, das seine Nachfolge antrat, gab es diesen Einlöseanspruch nicht mehr. Obwohl diese Geldtoken nicht auf dieselbe Art aus dem Kreislauf gebracht werden konnten, war ihre Kaufkraft dennoch *scheinbar* durch dieselbe Schuldlogik wie die des *obelos* begründet: seine ‚Forderung‘ konnte zwar nicht mehr an die übergeordnete Instanz, welche das Geldtoken emittiert hatte, gerichtet werden, aber nach wie vor konnte man sie an andere Gesellschaftsteilnehmer weiterreichen. Durch einen erfolgreichen Tausch würde der erste Inhaber tatsächlich Ware statt Münze erhalten. Allerdings erlosch die Kaufkraft der Münze dabei nicht, sondern ihr unspezifischer Anspruch auf eine gewisse Warenmenge ging in neue Hände über.

Im heutigen Geldsystem wird alles materiell wie immateriell vorhandene Geld von Zentralbanken und Geschäftsbanken geschöpft, und beide Instanzen stellen es nur in Verbindung mit gleichwertigen Kreditvereinbarungen zur Verfügung (vgl. Bundesbank 2015, 75f.). Während der *obelos* seinerzeit eine Forderung des Geldhalters gegenüber dem Tempel verkörperte, sind die durch die moderne Geldschöpfung entstandenen Verbindlichkeiten genau umgekehrt gerichtet. Weder Zentralbanken noch Geschäftsbanken nehmen Waren an, ehe sie die Geldsumme eines Kredits bereitstellt, vielmehr treffen sie Vereinbarungen mit dem Kreditnehmer über die künftige Tilgung und Verzinsung des geliehenen Geldes. Durch diese Geldschöpfung ist der erste Geldhalter zum Schuldner der Bank geworden. Jeder spätere Geldhalter, der dieses Geld irgendwann als Zahlung für wirtschaftliche Leistung bekommt, kann die Geldtoken behalten, solange er will:

für ihn haftet daran keine Kreditschuld. Und dennoch ist die Kaufkraft dieses Geldes dadurch gewährleistet, dass diese Token gerade solche Schuld tilgen kann. Obwohl sie nicht gegen Güter bei der übergeordneten Instanz eingelöst werden können, kann jeder Geldhalter, der ein ihrer Schuldner ist, sich anteilige oder vollständige *Schuldenfreiheit* durch entsprechende Geldabgaben ‚erwerben‘.

Stehen der vorhandenen Geldmenge zu jeder Zeit gesamtgesellschaftliche Schulden in gleicher Höhe gegenüber, wird die Bilanz aller Verbindlichkeiten und Forderungen zwischen Nicht-Banken und Banken eine Differenz in Höhe der Gesamtgeldmenge zu Gunsten der Banken aufweisen. Daher wird jeder, an einer Bank zur Kredittilgung bezahlte Betrag, dem keine Verpflichtung der Bank an anderen Nicht-Banken gegenüber stände, im selben Moment erlöschen und aus dem Geldkreislauf verschwinden. Und bei jeder weiteren Kreditaufnahme entsteht Geld von neuem. Die fortlaufenden Schöpfung und Vernichtung von Geldeinheiten lässt die Geldmenge mit geringer Zeitverzögerung an den jeweiligen Bedarf des gesamtwirtschaftlichen Umsatzes anpassen. Diese Flexibilität lässt sich durchaus als Vorzug von modernen kreditbasierten Währungen auffassen. Denn wenn der Investitionsbedarf insgesamt zunehmen sollte, muss nicht gewartet werden, bis sich das Geld bei potentiellen Investoren oder Kreditgebern angesammelt hat, sondern das Geld kann sofort zur Verfügung gestellt werden – mit der Konsequenz allerdings, dass sich die Gesamtgeldmenge vorübergehend ausdehnt.

Kreditgelder sind jedoch keineswegs für jeden Finanzbedarf geeignet. Innerhalb der Vertragslaufzeit muss der Kreditnehmer ausreichende Einnahmen erwarten, damit er die künftigen Tilgungsbeträge und Kreditkosten auch tatsächlich bezahlen kann. Solche Gelder eignen sich deshalb besonders gut für die klassische Unternehmensinvestition, aus der neue, zusätzliche Produkte oder eine erhöhte Produktionskapazität erfolgen soll und für die ein Absatzmarkt als sicher gilt. In vielen anderen Fällen muss man sich vorher genau umschaun, aus welchen Mitteln die durch den Kredit entstehenden Kosten gedeckt werden sollen. Nehmen wir kurzerhand an, ein Investitionskredit wird getätigt, um materielle Erneuerun-

gen in einem Produktionsbetrieb zu finanzieren. Wenn diese Arbeiten erfolgt und bezahlt sind, ist das Geld nicht nur weiterhin im großen Geldkreislauf vorhanden, es ist vielmehr gerade erst dort angekommen, und jeder Bruchteil dieser Kreditsumme wird so lange dort bleiben, wie dieser Betrag nicht getilgt ist. Erst im Laufe der Tilgungsperiode verschwindet diese zusätzliche Geldmenge aus dem Kreislauf. Während dieser ganzen Zeit ist die Geldmenge der Gesellschaft größer, als sie vor jener Kreditaufnahme gewesen war, und hat deswegen vorübergehend Kapazität auf einen größeren realwirtschaftlichen Umsatz als vor und nach der Tilgungsperiode.

Bei der Unternehmensinvestition leuchtet es ein, dass sie zu einer höheren Produktionskapazität führen kann. Wenn, demzufolge künftig eine größere Produktmenge gehandelt werden soll, nimmt der gesamte Marktumsatz des Wirtschaftsraumes um genau diese Warenmenge zu, und dadurch würde die Zunahme der Geldmenge für diesen extra Warentausch im Grunde auch vonnöten sein, sodass aus der Mengenausweitung weder Inflation noch weiterer gesamtwirtschaftlicher Wachstumstrieb zu befürchten wäre. Doch diese Gedankenfolge wird in den seltensten Fällen den realen Gegebenheiten entsprechen. Denn auch wenn ein gesamtwirtschaftlicher Mehrumsatz aufgrund des neu hergestellten Produktionsapparats wirklich entstünde, wird der zeitliche Verlauf dieses Mehrumsatzes in den seltensten Fällen mit dem Verlauf der Kredittilgung übereinstimmen. Die durch den Kredit verursachte Geldausweitung hat ihren Höchststand unmittelbar nach der Kreditaufnahme und wird anschließend in festen Abständen kleiner, bis der gesamte Kredit getilgt und die entsprechende Geldsumme aus dem Wirtschaftskreislauf wieder verschwunden ist. Der durch die Investition bewirkte Mehrumsatz wird jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach einer völlig anderen Entwicklungskurve folgen. Manchmal hält die reale ‚Mehrproduktion‘ für einen längeren oder kürzeren Zeitraum an, und in anderen Fällen entwickeln sich die Preise der Produkte völlig unvergleichbar.

Weiten wir nun die theoretische Perspektive auf den gesamtwirtschaftlichen Prozess aus. Es kann durchaus vorkommen, dass ‚unser‘ Betrieb seinen Umsatz erfolgreich und wie geplant ausweitet, während aber gleichzeitig der Umsatz von

konkurrierenden Unternehmen entsprechend geschmälert wird. In einem gesättigten Markt oder Marktsegment werden erfolgreiche neue Produkte notwendigerweise andere verdrängen müssen. Dadurch bliebe der Marktumsatz insgesamt unverändert, trotz erhöhter Produktionskapazität, und jenes neu geschöpfte Geldvolumen müsste ohne das erforderliche realwirtschaftliche Korrelat, das die ungewünschten Effekte der Geldausweitung hätte verhindern sollen, dastehen.<sup>52</sup> Diese strukturelle Makel des kreditgeschöpften Geldes bedeutet zugleich, dass Kreditfinanzierung für qualitative, infrastrukturelle, soziale oder ökologische Maßnahmen, aus denen keinerlei direkter, wirtschaftlicher Mehrumsatz zu erwarten ist, eine ernstzunehmende, gesellschaftliche Schattenseite hat. Denn obwohl eine Investition an und für sich eine nachhaltige und gute Maßnahme darstellen mag, und die Verantwortlichen insgesamt ganzheitlich, ethisch und ökologisch bewusst handeln, wird die Finanzierung durch kreditgeschöpftes Geld dennoch andersorts Schäden durch Inflation und Wachstumstrieb strukturell *mit*-verursachen.

Im Kapitel II.3.2 wurde ausgedrückt, dass Wirtschaftswachstum eine relationale Umverteilung von Reichtum und Macht bewirkt, während Geldmengenwachstum das Geld lediglich kleinteiliger macht. Letztere ist allerdings nur bedingt richtig. Als wir Marshalls Inselmodell betrachteten, haben wir uns eine gleichmäßige Verteilung des Frischgeldes im gesamten Wirtschaftskollektiv vorgestellt. Bei der realen Kreditgeldschöpfung wird der Wert des Frischgeldes zwar ebenso dem *universum* des kollektiven Geldwertganzen ‚entnommen‘, aber die Verteilung findet keineswegs flächendeckend, sondern immer punktuell, zunächst bei einzelnen Teilnehmern statt. Dadurch stellt die im heutigen Geldsystem praktizierte Kreditgeldschöpfung, wenn auch vorübergehend, eine verdeckte Form der Umverteilung von Anteilen am Geldwertganzen dar.

Wir haben festgehalten, dass das vom Geldzeichen bezeichnete *im Allgemeinen* der Geldwert als Ganzer (als *universum*) und *im Einzelnen* ein Anteil dieser Ganzheit ist. Durch die Mehrung der Geldzeichen bleibt das virtuelle Wertganze un-

---

<sup>52</sup> Mit dieser Problemstellung liegt ein weiteres Beispiel vor, dass die Relevanz des *universum*-Konzeptes für die Reflexion auf ökonomische Zusammenhänge bekräftigt.

verändert, während der, je nominaler Einheitsmenge, bezeichnete Anteil an diesem Wertganzen kleiner wird (siehe oben, Kapitel II.2.6). Die winzigen Bruchteile dieser Anteile, welche jede bereits zuvor bestehende nominale Einheitsmenge durch die Geldausweitung verliert, machen insgesamt genau die Wertmenge aus, welche dem Kreditnehmer zu Verfügung gestellt wird. Aus diesem Grund bewirkt die kreditbasierte Ausweitung der Geldmenge eine *Umverteilung der anteiligen Kaufkraft* unter den Wirtschaftsteilnehmern. Für diesen Befund ist es weder von Belang, inwiefern der realwirtschaftliche Umsatz im Zuge der Geldausweitung größer geworden ist, noch ist es wesentlich, ob überhaupt eine nennenswerte Inflation stattgefunden hat.<sup>53</sup> Es geht bei dieser Feststellung ebenso nicht um die Frage nach Kaufkraft bemessen an Gebrauchsgütern, sondern ausschließlich, um die relative Stärke der gehaltenen Kaufkraft jedes einzelnen Wirtschaftsteilnehmers gegenüber allen anderen – jedem Einzelnen sowie der Gesamtheit aller Teilnehmer.

Das Wissen vom strukturell verursachten Wachstumsdruck und der verdeckten Umverteilung der Kreditgeldschöpfung lässt das Geldwesen mehr denn je als politisch-demokratisches Anliegen hervortreten, und fügt sich selbst ergänzend einer umfassenden Kritik an der inneren Struktur der gegenwärtig verwendeten Geldform hinzu. Es dürfte vor diesem Hintergrund als gesellschaftspolitischen Widersinn erscheinen, wenn die Beschlüsse darüber, *dass* ein Geldquantum von einer gewissen Höhe geschöpft werden soll, *wie lange* es diese Teilmenge geben soll, sowie *wo im Wirtschaftssystem* dieses neue Geld eintreten soll (m.a.W. wer als erster darüber verfügen darf), in die Hände von Bankiers und den einzelnen *Kredit beantragenden Akteuren* liegen. Würde ausschließlich bestehendes Geld verliehen, hätte es für diese Verteilung von Zuständigkeiten bei der Kreditvergabe weitaus weniger Grund für Bedenken gegeben. Denn durch solche Kredite träten keine Veränderung an der Geldmenge ein, und somit entstände weder die geldmengeninduzierte Neigung zum Wachstum und Inflation noch die verdeckte, anteilige Umverteilung der relativen Kaufkraft unter den Teilnehmern.

---

<sup>53</sup> Wenn aber eine Preisniveaueinpassung aus der punktuellen Geldausweitung dennoch erfolgen sollte, hätte diese eine flächendeckende Wirkung über den ganzen Wirtschaftsraum.

## **II.4 Primat des Teilnehmers und der Begriff des Geldes**

Wenn ich gesagt habe, dass die Geldwertmenge der Größe des Marktumsatzes des Wirtschaftsraumes entspricht, habe ich, wie durch ein Fingerzeig auf die ebenfalls schwer fassbare Größe des Marktumsatzes eine gewissermaßen indikatorische Beschreibung des Geldwerts gemacht: Die Geldwertmenge ist genau SO groß. Allgemein verstanden ist es eine Aussage dieser Art, die durch das Äquivalenzverhältnis der Quantitätsgleichung ( $MV=PY$ ) zum Ausdruck kommt. Wenn ich stattdessen sage, dass die Geldwertmenge durch die Größe vom Marktumsatz eines Wirtschaftsraumes *bestimmt* wird, behaupte ich dazu noch eine gewisse hierarchische Relation. Dass eine solche Beziehung unter gewissen Umständen bestehen kann, ist zwar bekannt, es als unumkehrbare Relation aufzufassen, ist jedoch ungewöhnlich. So würde man einwenden, dass zeitweilig die umgekehrte Dynamik bestehen kann: zum einen eben, dass die realwirtschaftliche Produktion durch eine zunehmende Geldmenge angetrieben werden kann. Und wenn diese Dynamik bei fortlaufender Geldausweitung umkippt, gibt es, zum anderen, die Inflation, der zufolge der Umsatz je Geldeinheit abnimmt. Allerdings behandelt dieser Einwand die Geldmenge nicht als *universum*, sondern als Anzahl Währungseinheiten. Das virtuelle Geldganze wird durch Geldausweitung jedoch mitnichten größer als ganz. Was sich verändert, ist vielmehr seine proportionale Relation zur Einheit der Währung. Völlig unabhängig davon, ob daraus Wachstum oder Inflation erfolgen, bleibt das Verhältnis zwischen dem Geldganzen und der Marktgesamtheit wie es immer schon gewesen ist: weiterhin eins zu eins.

Demzufolge muss man die Frage nach der Größenordnung der virtuellen Geldwertmenge als die nach ihrer *virtuellen Stückelung* uminterpretieren. Nach wie vor gilt, dass die Geldwertmenge so gestückelt sein muss, dass für jede realwirtschaftliche Transaktion genügend viele und *ausreichend flexible* Wertanteile verfügbar sind, damit sie, den zum Teil sehr ungleichmäßigen Wertverhältnissen der gehandelten Waren gerecht werden können. Wird das Geld *nominal* erweitert bei unverändertem Marktumsatz, mehren sich weder diese Wertanteile noch verändert sich ihre Kaufkraft. Steigt das nominale Preisniveau an, verändert sich die Kaufkraft der virtuellen Wertanteile ebenfalls nicht. Nimmt hingegen der



Warenumsatz zu, werden die virtuellen Wertanteile kleiner, und zwar unabhängig davon, ob diese Entwicklung durch die nominale Geldmenge gespiegelt wird oder nicht. Die virtuellen Teile des Geldwertganzen mehren sich also nur dann (und werden dabei kleiner), wenn der Marktumsatz *real zunimmt*. Genau dies ist im Wesentlichen auch die Begründung für die oben angeführte Rangfolge zwischen Geldwert und Umsatz.

Die Größe des Marktumsatzes ergibt sich aus der Betriebsamkeit der Marktteilnehmer. Die *maximal erreichbare Größe* wiederum wird zwar auch durch materielle Ressourcen und materielle Machbarkeit begrenzt, aber die Kapazitätsgrenze der Teilnehmer, sowohl als Produktionsfaktoren wie auch als Konsumenten, sitzt den materiellen Gegebenheiten immer obenauf, sodass die Obergrenze zugleich maßgeblich noch durch ihre Anzahl limitiert wird.<sup>54</sup> Ändert sich die Teilnehmerzahl, ändert sich dieser Rahmen entsprechend. Weil die Teilnehmerzahl in diesem Sinne ausschlaggebend ist, braucht ein stetes realwirtschaftliches Wachstum irgendwann die Bevölkerungszunahme, oder der betreffende Wirtschaftsraum muss andere Wirtschaften in sich aufnehmen (bzw. Export betreiben), um sein Wachstum aufrechtzuerhalten zu können. Ebenso unbestreitbar wie diese Verschränkung, ist dass der globalen Bevölkerungsgröße eine elementare Obergrenze in der ökologischen Tragfähigkeit unseres Planeten gegeben ist – wobei diese Grenze ihrerseits beträchtlich durch den Fußabdruck der erwählten Wirtschaftsform beeinflusst wird. Für die Größe der Geldmenge sind allerdings nur die Teilnehmer und die Waren von unmittelbarer Bedeutung.

Geld und Waren zirkulieren nicht im leeren Raum und auch nicht zwischen Pflanzen und Tieren. Immer müssen Sender und Empfänger des getauschten Gutes gegeben sein, und als solche Adressaten kommen nur die Wirtschaftsteilnehmer infrage, die sich und einander als legitime Eigentümer der jeweiligen Güter auffassen können. Wo Waren in einem bestimmten Wert von Teilnehmer A zu Teil-

---

<sup>54</sup> Wenn wir Aussagen über die Zukunft treffen, wissen wir nur was wir bei der gegebenen Ressourcenlage *bisher* geleistet haben, und wir stellen darüber Mutmaßungen an, was wir bei *diesem* Stand von Wissen und Fertigkeiten aus den jeweiligen Gegebenheiten noch werden machen können. Über die Beschaffenheit von irgendwelchen absoluten, naturgegebenen Grenzen der Machbarkeit im Spannungsfeld zwischen künftig verfügbaren Ressourcen und unseren zukünftigen Fähigkeiten können wir nur spekulieren. Die Teilnehmerzahl bleibt auf jeden Fall relevant.

nehmer B wandern, wird Geld in ähnlichem Wertumfang in der umgekehrten Richtung, von B zu A geleitet. Realwirtschaftlich gesehen ist der Geldwert ein *uneigentliches* und lediglich *potentielles* Gut, das zwischen Teilnehmern und realen Gütern vermittelt. Dementsprechend bilden die beiden Letzteren zwei Arten funktionaler Positionen, die wir strukturell verallgemeinernd etwa *Adressaten* und *Adressierten* nennen können. Üblicherweise werden die Teilnehmer in der statischen Position des Adressaten gedacht, während Waren und Geld in je gegenläufiger Richtung umherwandern (vgl. z.B. Bundesbank 2015, 9f.). Bei vielen Handelsgütern ist dies im konkreten Sinne tatsächlich auch der Fall, und obwohl es keine universelle Regel ist, wie man beispielsweise an Immobilien erkennt, bleibt es nach wie vor die herrschende Denkfigur.

Aus einer abstrakt funktionalen Perspektive ist es jedoch recht gleichgültig, ob man die Teilnehmer *oder* die Waren als standörtlich konzipiert, während das jeweils andere umher bewegt wird. Werden die Teilnehmer als ortsfest gedacht, rückt beim einzelnen Tauschvorgang der Geldwert sinnbildlich an die Stelle der Ware, und der Geldwert ist dann ein Äquivalent dieser Ware. Würde der Tausch nun aber so gedacht werden, dass sich stattdessen die Teilnehmer den Gütern neu zuordnen, ist das Geld vielmehr ein Quantum (ungebundener) *Verfügungskraft*, das ein Käufer abtreten muss, um den bisherigen Eigentümer in seiner exklusiven Beziehung zum betreffenden Gut ablösen zu dürfen. Denn die souveränen Rechte, die ein Eigentümer bezüglich seines Eigentums hat, lassen sich im interpersonellen Kontext durchaus auch als *Kraft* deuten – als *gebundene Verfügungskraft* – die dem Eigentümer im sozialen und gesellschaftlichen Zusammenhang auch unabhängig von einem Tauschvorgang (worin dieses Gut aktuell involviert wäre) zugutekommt. Ihm als Eigentümer zeichnet doch gerade aus, dass alle anderen von dieser privilegierten Beziehung zu diesem Eigentum abgeschnitten sind. Ist das Gut knapp oder in anderem Sinne von existenzieller Bedeutung für andere und ist der gesellschaftliche Schutz von Eigentümerrechten stark, gibt es dem Eigentümer ein entsprechendes Machtpotential: Er kann anderen dieses Gut vorenthalten oder gewähren, und er kann an seine Gewährung Bedingungen knüpfen. Es ist insofern der Verlust *genau dieser Eigenschaft* an der Ware, und

nicht die Ware als materielle Sache, die man im Tauschverkehr durch Geldzahlung zu ersetzen sucht.

An jedem Gut, sofern es Ware ist, haftet ein Quantum solcher Verfügungskraft. Der Tauschwert dieser Kraft wird mit dem Zerfall des Gutes vermindert, und bei seinem Verlust ginge die Kraft mit dem Gut zusammen verloren. Beim Verkauf einer Ware gerät einem diese Verfügungskraft ebenso, wie beim Verlust, aus der Hand, aber in diesem Fall erhält man ein äquivalentes Quantum Verfügungskraft in Form von Geld wieder. Dabei hat sich die an der Ware haftende Verfügungskraft keineswegs von dieser gelöst, sondern befindet sich jetzt in der Obhut des neuen Warenbesitzers. Was üblicherweise *Warenwert* heißt, wurde durch unseren Blickrichtungswechsel als ‚Verfügungskraft‘ uminterpretiert. Zu sagen, dass diese Kraft eine der Ware *anhaftende* Eigenschaft sei, stimmt mit der Beobachtung überein, dass einer Ware ihr Wert erst beim Eintritt in den Markt hinzugefügt wird. Zudem wird es durch die Tatsache bekräftigt, dass man Geld weder braucht, um das, was man hat, zu behalten, noch um sich Dinge anzueignen, für die es keinen aktuellen Vorbesitzer gibt. Geld kommt gerade dann ins Spiel, wenn *bereits besessene* Dinge Eigentümer wechseln sollen oder Dienstleistungen ausgeführt werden sollen, und zwar um einen dieser Ware beigemessenen Wertanspruch zu begleichen, zu dem die als bisheriger Eigentümer bzw. als Dienstleister anerkannte Person berechtigt ist.

Wenn man beim Nachdenken übers Geld vorwiegend die gehandelten Güter im Blick hat, liegt es recht nahe, Geld als funktionalen Stellvertreter bzw. Ersatz für Waren aufzufassen. Und fängt man seine gedankliche Betrachtung beim einfachen Tauschhandel zwischen zwei Personen an, scheint es, als ob der Warenpreis gleichsam dem Nutz- und Begehrtheitswert der einzelnen Ware als Sache, als Gut entsprungen wäre. Doch schon allein die Tatsache, dass es für wohl die meisten Waren *marktübliche Preise* gibt, widerspricht dieser These. Preisbildung – und damit einhergehend der Wert des Geldes – ist in der Regel kein isoliertes Geschehen. Preise sind Ergebnisse eines fortlaufenden, kollektiv-subjektiven Bewertungsprozesses, in dem sich für jede Ware ein stets veränderlicher Ort im Geflecht der Preisrelationen aller Waren findet. Der Tauschwert kann deswegen

nicht aus dem Sosein der Ware abgeleitet worden sein, sondern entsteht prozessual und wird ihr bei ihrem Eintritt in den Marktkontext hinzugefügt. In Bezug hierauf ist die Quantitätsgleichung des Geldes ( $MV=PY$ ) noch einmal von Interesse. Denn diese besagt eben nicht, dass die Gesamtheit aller vorhandenen Güter die Basis des Geldwertes ist, sondern seine Wertgrundlage ist der jederzeit aktuelle *Umsatz* von Gütern: der Markt. Und dadurch ist man genötigt, was beim ersten Blick auf die Gleichung nicht so offensichtlich war, den Teilnehmerbegriff zu berücksichtigen. Ohne die Teilnehmer als Akteure des Marktes gäbe es keinen Markt, keinen Marktumsatz, und wären die Güter keine Waren. Zu denken, dass Güter von sich heraus Werte sind, und dass sie durch diese Eigenschaft den Wert des Geldes decken können oder würden, ist schlicht und einfach eine verkürzte Schlussfolgerung.

Unabhängig von den Einzelheiten der Quantitätsgleichung gibt das Verhältnis von Geldmenge und Umsatz Hinweise sowohl auf die Chancen, dass es auch Waren und Leistungen gibt, die man für sein Geld bekommen kann, als auch die Wahrscheinlichkeit, dass die Händler und Leistungsanbieter dieses Geld wie gewohnt akzeptieren werden. Für die Wirtschaft einer Gesellschaft im Ganzen, ist es recht offensichtlich, dass die Geldmenge eine bestimmte Relation zum gegebenen Warenverkehr haben muss, und dass der gesamte Wert dieses Geldes in einem gleichermaßen angepassten Verhältnis zum Wert der umgesetzten Waren steht. Wie wir am Anfang dieses Kapitels gesehen haben, wird der Wert der Gesamtgeldmenge durch den Wert der jederzeit *umgesetzten* Güter gegeben. Und der Wert des Marktumsatzes setzt seinerseits, funktional und in letzter Instanz, die menschlichen Teilnehmern voraus. Aus diesen Gründen müssen wir nicht nur folgern, dass sowohl der *gebundene Wert* von Waren, als auch der *ungebundene Wert* des Geldes deswegen vorhanden ist, weil und sofern es den Menschen gibt, sondern auch, dass beide Wertgesamtheiten, mit jedem einzelnen ausscheidenden oder hinzukommenden Teilnehmer, entsprechend verändert werden.

## Zusammenfassung und Ausblick

Das heutige Geld besteht zum größten Teil aus Buchgeld. Während Buchgeld gewöhnlich auf der Basis von gegenständlichem Geld verstanden wurde, so bedarf es diesem an und für sich nicht. Das materielle Geld seinerseits lässt sich als dingliches Rechensystem ähnlich urzeitlichen Zählsteinen interpretieren. In der Regel wurde die Werthaltigkeit des Geldes nach wesentlich zwei widersprüchlichen Erklärungsmodellen begründet: durch die Autorität einer geldemittierenden Institution und durch einen bestimmter Güter enthaltenen Wert. Für die meisten Geldformen seit der Münze lässt sich weder das eine noch das andere ablehnen, sondern sie vereinen beide Modelle mehr oder weniger vollkommen in sich. Ihre Koinzidenz wurde vor dem Hintergrund erhellt, dass in Vorgänger-Geldsystemen im Umkreis der Geburtsregion der Münze die Werthaltigkeit des Geldes jeweils nach dem einen *oder* dem anderen Modell gewährleistet wurde. Obwohl die geldliche Verwendung von Edelmetallen keiner Institution bedurfte, war die kulturelle Gewohnheit, solche Metalle als selbst werthaltig aufzufassen ursprünglich kultisch-religiösen Ursprungs. In frühen mesopotamischen Hochkulturen entstand die Praxis, finanzielle Beziehungen zwischen Handelsunternehmer und Tempeln als *Schuldverhältnisse* keilschriftlich abzubilden. Deutlich herausgestellt hat sich jedoch, dass auch diese Praxis ihre historischen Vorläufer gehabt haben müsste, und diese wurden schließlich im Rahmen der rituellen Tradition, Schuld gegenüber der Gottheit durch Opferung zu begleichen verortet – ein Brauchtum der vermutlich so alt ist wie die Menschheit.

Wie haben gesehen, dass Geldwert eine virtuelle Sache mit einer äußerst schmalen Basis der Selbstidentität ist. Sowohl als Ganzes als auch als Anteil dieses Ganzen fehlt ihm jedes materielle Korrelat. Nur durch Zeichensysteme werden seine Anteile solchermaßen beherrschbar, dass sie einzelnen Wirtschaftsteilnehmern als deren exklusives *Geld* funktionieren können. Doch für diese Geldzeichen gelten, wie seinerseits auch für den Geldwert, dass sie nur vermittels der durch Menschen getragenen Intentionalität eine wirksame Tatsächlichkeit in der äußeren Wirklichkeit entfalten können. Genau genommen sind Währungen nicht selbst Geld, sondern Maßeinheiten, die die unzählbare und weitgehend gestaltlose Virtualität des Geldes quantifizieren und erfassbar machen. Doch auch da-

mit bleibt der Geldwert völlig unsterk. Als einzig stabile Bezugsgröße bleibt das Verhältnis zwischen dem Geldganzen und dem Ganzen des Handelsvolumens, demzufolge sich Geldwert am besten quantitativtheoretisch erfassen lässt.

Geldwerte und Warentauschwerte existieren beide nur im Rahmen eines umfassend und allgemein begriffenen Marktes – der interpersonelle Kontext. Diese Werte bilden wirtschaftliche Kräfteverhältnisse zwischen sowohl aktiven als auch potentiellen Marktteilnehmern ab. Wenn man Geld gegen Waren tauscht, wird weder die Sache als solche noch dessen Nutzwert durchs Geld ersetzt. Das Geld begleicht ausschließlich den mit der Ware untrennbar verbundenen Tauschwert. Wenn in Verbindung mit Geldschöpfung Güter verpfändet oder Schuldvereinbarungen getroffen werden, wird der Wert des neuen Geldes durchaus nicht *aus diesen Sachen* entnommen. Obschon er einen zu den Waren *hinzukommenden* Wert darstellt, hat er keine eigenständige Identität, sondern bildet einen Anteil des bereits zuvor bestehenden und nun bruchteilmäßig erweiterten Geldwertganzen.

Eine konsequente Schlussfolgerung aus dem Primat des Teilnehmers und aus der Deutung der geldlichen Kaufkraft als ungebundene Verfügungskraft wäre, dass es je lebende Person einen Anteil des virtuellen Geldwertganzen geben würde, der deswegen da ist, weil es diese Person gibt. Dementsprechend wird das Wertganze mit der Geburt jedes neuen Menschen um einen Pro-Kopf-Anteil erweitert, und umgekehrt, durch sein Ausscheiden, um diesen Anteil verringert, und zwar unabhängig sowohl von der nominal-quantitativen Entwicklung als auch von der Kaufkraftentwicklung der Währung. Erst in einem gedanklich nachfolgenden Schritt wäre die Stückelung des Geldganzen auf die spezifischen Bedürfnisse des gegebenen Umsatzes von Waren und Dienstleistungen zu verteilen. Ohne Zweifel erfordert ein größerer Warenumsatz mehr nominale Einheiten, doch trotz solcher Zunahme bleibt die anteilige virtuelle Geldwertmenge *je Teilnehmer* wie gehabt, nur kleinteiliger. Die Menschen werden durch solche Ausweitung mitnichten potenter, und das Mehr an Geld macht sie als Kollektiv weder größer, stärker oder grundsätzlich besser dazu befähigt, ihre lebensweltlichen Aufgaben zu erfüllen. Vielmehr haben sie alle Hände voll zu tun, als Produzenten Güter

hervorzubringen, und als Verbraucher, diese zu verwenden und behüten. Inwiefern ihr Leben ein gutes Leben ist, und inwiefern ihre Lebensführung gut ist für Welt und Umwelt im weitesten Sinne, lässt sich anhand der nominalen Größe der Ökonomie nicht erschließen.

Ein interessantes Projekt, das sich aus dieser These ergibt, ist auf der Basis empirischer Daten zu errechnen, wie viel Geld (nominal ausgedrückt) es auf der Welt pro Person gibt. Unter Berücksichtigung einer Umschlagsfrequenz des Geldes von etwa zehn Mal im Jahr, ließe sich die Personen-Geldmenge mit dem Geld, worüber jeder Einzelne tatsächlich verfügt, vergleichen. Vermutlich stellte sich für viele die Frage, inwiefern sie eine kleinere oder größere Kaufkraft als diese Zahl zu Verfügung hätten. Doch der Grund für die Erwähnung dieses Projekts ist es nicht, vorzuschlagen dass jede Person grundsätzlich allein über den „eigenen“ Geldwertanteil verfügen sollte – das wäre ein völliger Unsinn. Wenn man Geld gegen Ware tauscht, gibt man das Geld selbstverständlich vollständig und ohne Bedingungen in die Hände des Anderen über. Die Absicht ist vielmehr, das Interesse dafür zu wecken, wie oft oder selten (oder ob überhaupt) die durchschnittliche Personen-Geldmenge die Hände dieser Person passieren würde. Hypothetisch ließe sich durchaus ein Geldsystem entwerfen, in dem die Wertanteile ihren Ursprung bei den Teilnehmern haben würden, und in dem ein Redistributionsmechanismus enthalten wäre. Dabei würde eine schnelle bzw. häufige Rückführung der Geldwertanteile zu ihrem Ursprung eine ebenmäßigere Verteilung der Anteile unter den Teilnehmern bewirken, während eine geringe Rückführungsfrequenz eine deutlich steilere Verteilungskurve und also mehr Akkumulation von Geldwert erlaubte. Eine demzufolge zu klärende Frage wäre, innerhalb von welchem Spielraum die geldseitige Akkumulation sowohl für Gesellschaft, Mensch als auch Umwelt am besten und am meisten verträglich wäre.

Das Gewinnprinzip, das die akkumulative Tendenz der Wirtschaft bewirkt und zugleich das Wachstum von Produktion und Handelsvolumen begünstigt, wurde trotz dieser Angelegenheiten als Kernstück des marktwirtschaftlichen Wirtschaftsmodells besprochen. Auf dieses Prinzip verzichten zu wollen, scheint jedoch keine Lösung zu sein, zum einen weil eine jederzeit punktgenaue Preisbil-

dung illusorisch ist. Zum anderen weil die marktwirtschaftliche Versorgungsstruktur, auch im unwahrscheinlichen Fall der konsequenten und flächendeckenden Einhaltung des Gebots, dadurch vermutlich zerreißen würde.

Die seit Anfang der Neuzeit betriebene Geldausweitungspraxis, bei der die Schöpfung vieler einzelner Beträge in ebenso vielen Einzelentscheidungen zwischen Bank und Kreditnehmer getroffen werden, bewirkt eine reelle aber verdeckte, beiläufige Umverteilung von Anteilen am Geldwertganzen. Dies verhindert langfristig jedoch nicht die Akkumulation. Zugleich stachelt eine Zunahme dieses Geldes das Wirtschaftswachstum grundsätzlich an. Ihrem Stachel würde die Spitze genommen werden, wenn die anfängliche Bereitstellung des Geldes von der de facto akzidentellen Verknüpfung mit Tilgungs- und Zinsansprüchen entkoppelt würde. In neuerer Zeit stellt diese Bindung ohnehin nichts als eine normative Regelung dar, die dafür sorgen sollte, dass das geschöpfte Geld nur solange bestehen bleibt wie der Kredit nicht getilgt ist. Idealerweise sollte diese Maßnahme verhindern, dass die Größenordnung der umlaufenden Geldmenge ihren Bezug zum Handelsvolumen verliere und demzufolge eine erhöhte Inflationsgefahr entstände. An Beispielen wurde jedoch ersichtlich, dass diese Mechanik eine eher schlechte und oberflächliche Passgenauigkeit der Geldmenge im Verhältnis zum Geldbedarf des Marktumsatzes zufolge hat. Um den Einfluss der Geldmenge auf die Wachstumstendenz zu mindern und um die beiläufige Umverteilung zu vermeiden, wäre es besser die jederzeit notwendige Anpassung der Gesamtgeldmenge an das Handelsvolumen anders herbeizuführen. Zudem handelt es sich bei der Geldmengenanpassung um eine Entscheidung, die die Gemeinschaft als Ganze so sehr angeht, dass sie auf demokratischem Boden erfolgen sollte.

Die soziale und ökologische Krise der Gegenwart fordert vom globalen Kollektiv, zu lernen sowohl der realwirtschaftlichen als auch der finanziellen Akkumulation Schranken zu setzen. Wirtschaftliches Tätigsein ist nicht lediglich das Hervorbringen bestimmter Produkte, sondern es bedeutet Welt und Gesellschaft der Gegenwart und der Zukunft *mitzugestalten*. Demzufolge müsste die soziale, gesellschaftliche und umweltbezogene Verantwortung durch Eigentum und Herrschaft



an oberste Stelle als fortwährende, rechtlich bindende Pflicht festgeschrieben und der wirtschaftliche Erfolg müsste universellen Natur-, Lebens- und Menschenrechten ausdrücklich nachgeordnet werden. Fürs Zweite muss die Gesellschaft die Konsequenzen aus der unbeschränkten Akkumulation von Geldwertanteilen zu Ende denken und sich die gesellschaftliche Unzweckmäßigkeit eines Geldes bar jeglichen strukturell verankerten Mechanismus zur monetären Redistribution bewusst machen.

Die redistributiven Maßnahmen, die wir kennen, haben Namen wie Steuer, Subvention und soziale Beihilfe. Besteuert werden typischerweise realwirtschaftliche Prozesse (z.B. Umsatzsteuer: wenn Waren gegen Geld getauscht werden, Einkommenssteuer: wenn Arbeitsleistung gegen Geld getauscht wird) und bestimmte Formen von Eigentum (z.B. Grundsteuer, Vermögenssteuer), aber das Geld an sich wird nicht besteuert. Analog dazu richten sich Subventionen und finanzielle Beihilfen nach konkreten Bedürfnissen und realwirtschaftlichen Zielsetzungen, aber entspringen nicht etwa einer grundlegenden Überzeugung, dass akkumulierte Geldwerte umverteilt werden müssten, damit das Geldsystem weiterhin funktionsfähig bleiben soll.

Die etwaige Notwendigkeit eines strukturell verankerten Redistributionsmechanismus um das Geldsystem wirklich langfristig und ohne Währungsreformen, Kriege etc., funktionsfähig zu halten, scheint unserer Wirtschaftspraxis völlig fremd zu sein. Das Gesell'sche Konzept eines umlaufgesicherten Geldes wurde seinerzeit damit begründet, dass das sich akkumulierende Geld von reichen Gesellschaftsakteuren als Machtmittel missbraucht würde. Andere mir bekannte Modelle wie das bedingungslose Grundeinkommen, rechtfertigen eine Umverteilung von Geld z.B. mit Verweis auf Menschenwürde, einer vermuteten Freisetzung kreativer Energien und reduzierten behördlichen Verwaltungslasten, aber nicht aus einer in dem Geld und in der Tauschpraxis selbst verankerten, strukturellen Notwendigkeit. Es ist nebenbei gesagt auffällig, auf wie viel Skepsis Ideen in dieser Richtung gestoßen und mit welcher emotionaler Vehemenz sie in vielen Fällen abgelehnt worden sind. Ich glaube jedoch, dass Experimente monetärer Redistribution, die nicht eine ganze Gesellschaft oder wenigstens einen Wirt-

schaftsraum von beachtlicher Größe umfassen, kaum belastbare Ergebnisse liefern werden, und zudem ist es ein Problem, wenn die Studien mit einem Geld und im Rahmen eines Geldsystem vom herkömmlichen Typus durchgeführt werden.

Indem der Ursprung des Geldes von der Objektseite hin zur Akteurseite des Tauschgeschehens gerückt wird, tritt das Geld als eine Kraft hervor, die den Menschen als Gesellschaftswesen anhaftet. Die Ankunft des Gedankens vom Geld als soziale Interaktionskraft hat an manchen Orten in unserer Gesellschaft bereits stattgefunden. So z.B. bei einer deutschen Genossenschaftsbank, dessen Überzeugung nach gerade zum Motto ihres gesellschaftspolitischen Engagements geworden ist: „Geld ist ein soziales Gestaltungsmittel“ lautet der entsprechende Titel eines ihrer Infoblätter.

Die Auffassung, dass das Geld primär den Menschen anhaftet und erst an zweiter Stelle etwas mit der Gütersphäre zu tun hat, bildet unverhofft ein Echo zum urgeschichtlichen Ursprung des Geldes, soweit wir uns seine Anfänge durch Anzeichen und Ahnung heute noch rekonstruieren können. Nach traditioneller Vorstellung gehen Menschen beim Sterben ins ‚Jenseits‘ über. Dieses Jenseits ist jedoch kein Nichts, sondern vielmehr als ‚Nicht‘ aufzufassen: Es ist eben das „Nicht-Diesseits“ oder ein „Nicht-Ort“ als Antithese zu dem, was und wo wir sind, wenn wir in und von dieser Welt sind. Der Unterschied zwischen dem „In-der-Welt-Sein“ und dem „Nicht-hier-Sein“, dürfte die gleiche Differenz sein, wie die des Gegensatzpaares Himmel und Erde. Dass Neugeborene vom Himmel kommen und Sterbende dorthin zurückkehren, versteht sich in einem naiv kindlichen Weltbild wie von selbst. Und ebendieser *Nicht-hier-in-der-Welt-Ort* entspricht demselben Seinsbereich, in dem alles Göttliche beheimatet wäre. Die Rationalität dieserart Vorstellungen soll hier weder beurteilt noch gerechtfertigt werden. Vielmehr geht es darum, vor diesem Hintergrund einen abschließenden Gedanken zu fassen: Sofern der Wert des Geldes nicht aus den Gütern, sondern stattdessen von den Teilnehmern ursprünglich herzuleiten ist, wäre die gemutmaßte, urzeitliche Praktik des Menschenopfers in einer Hinsicht als erstaunlich konsequent zu bewerten. Denn indem ein Mensch starb, nähme er seinen Anteil des

virtuellen Geldganzen aus dem Diesseits mit, und damit wäre die vom frühmenschlichen Kollektiv durch das Menschenopfer entrichtete Geldwertmenge im Jenseits bei der Gottheit letztlich auch angekommen.

Wie auch immer sich die existenziellen Bedingungen auf unserem Planeten von Tag zu Tag entwickeln, so kann dies zu unserem Vor- oder Nachteil, und es kann zum Vor- oder Nachteil aller Lebewesen mit uns sein. Nun: für die *nicht* menschlichen Teile der Welt, was wissen wir von ihr? Gibt es für sie eine Zielvorstellung oder einen Wunsch bezüglich der Ausmaße oder der qualitativen Art ihrer Existenz, die von ihr selbst oder von einer hinter der Gesamtheit der Natur stehenden „Gottheit“ gehegt, getragen, *gehabt* würde? Wir wissen dies vermutlich weniger sicher, als wir uns die eigenen Ziele, Wünsche und Ideen für ein gutes Leben oder einen Lebenssinn bewusst sind. (Manchmal jedoch schreiben wir der Natur Vorstellungen zu, die eigentlich unseren eigenen sind.) Was mir bezüglich unseres Planeten jedoch einigermaßen plausibel und allgemein zu sein scheint, ist, dass dieser als Ganzer seinem Anspruch am meisten gerecht würde, wenn er einen möglichst großen Überfluss an Leben und an Lebens-Formen-Vielfalt Raum gewährleisten kann. Und zu dieser Vielfalt sind wir, die Menschen ebenfalls zuzuordnen. Durch unsere hohe Anzahl und durch das besondere Leistungspotential eines jeden Einzelnen haben wir die Möglichkeit, auf die Existenz fast jeder Lebensformen und auf die Grundbedingungen von allem, das ist, maßgeblichen Einfluss auszuüben. Dies ist zugleich eine Gefahr als auch unsere große Stärke. Diese Möglichkeit erlegt uns eine ganz besondere Verantwortung auf. Ebenso wie wir die Verhältnisse so zurecht legen können, dass sich einige Formen menschlichen Lebens, bzw. einige wenige Gruppen von Menschen ihre Lebensentwürfe auf Kosten anderer realisieren können, so liegt uns gleichermaßen die Möglichkeit offen, bei der eigenen Entfaltung allen anderen ein gleiches Recht auf Existenz und Entfaltungsraum zuzuerkennen, sowie die eigene Lebensweise in gegenseitiger Hilfeleistung den anderen gegenüber zu führen. Und was den menschlichen Lebensformen untereinander gilt, gilt für uns in der gleichen Weise gegenüber den *nicht* menschlichen Lebensformen – mit dem Unterschied, dass wir nicht auf einer gegenseitigen Kenntnisnahme des Appells beharren können.

Wir müssen in dieser Beziehung sowohl der Natur als auch unser eigener Fürsprecher sein.

Arbeit wartet auf uns, die Freude machen und Lebenssinn geben kann. Doch bislang gehen ungeahnte Mengen unserer kollektiven Energie daran verloren, gegen einander für die eigene Existenzgrundlage zu kämpfen, und seine seelische Integrität zu bewahren oder nach erlittenen Traumata wiederherzustellen – Schäden, die wir uns gegenseitig zugefügt haben. Andererseits wird unbeschreiblich viel Kraft darin investiert, durch Mauern, Regularien und Kontrollmaßnahmen dem menschlichen Negativpotential Einhalt zu gebieten. Die Frage scheint mir nicht die zu sein, ob der Mensch eher gut oder eher schlecht ist, sondern vielmehr die, wie wir am besten solche Strukturen erschaffen, wodurch die fürs Gemeinwohl förderlichen Kräfte der Menschen bestärkt würden, anstatt dass wie auf verlorenen Posten gegen ihre negativen Impulse gekämpft und gedrängt werden muss. Ich will nicht abstreiten, dass es in unserer Welt und Zeit ein moralisches Defizit gäbe. Aber dieses Defizit kommt in Sachen Weltwirtschaft und globaler Ökonomie zu grundlegenden, strukturellen und deswegen moralisch nicht zu bewertenden Problemen hinzu. Ebendieser grundlegenden Problematik muss sich jeder von uns, der glaubt aus moralisch besseren Grundsätzen zu handeln oder der gemeinwohlorientiert handeln möchte, bewusst werden.

Während eine Abkehr von der Wachstumsideologie für die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft und des Planeten als Lebensraum durchaus entscheidend sein dürfte, muss die Antwort beträchtlich differenzierter ausfallen, als Wachstum grundsätzlich zu verübeln. Ist doch an erster Stelle gerade notwendig, dass wir lernen, im geistigen Sinne über uns selbst hinauszuwachsen. Insofern ist die Anforderung: Wachstum von Wachstum zu unterscheiden. Wir müssen uns darin üben, die gegenüberliegende Seite der Verschiebungsachsen in jedem potentiellen Wachstumsbereich zu berücksichtigen, und vorerst zu erkennen was für diese und was für jene Ganzheit tragbar sein würde. Was das materielle Wachstum betrifft, mögen wir in der Natur einen Lehrmeister erkennen – denn ihre üppige und vielgestaltige Schöpfung hat das Leben nie derart bedroht, wie unser Wirken heute. Gleichzeitig sollten wir die Natur als einen Partner beherzigen, durch den

wir unseren Wachstums- und Entfaltungsdrang am Ende vielleicht auch im Materiellen verwirklichen dürfen, ohne die Existenz aller weiterhin zu gefährden.

## Literaturverzeichnis

- Braun, Christina von (2012): *Der Preis des Geldes. Eine Kulturgeschichte*; Berlin: Aufbau.
- Bundesbank, Deutsche (2005): *Der Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisen*; in: Monatsberichte der Deutschen Bundesbank, 57. Jg., Nr.1; S. 15-27. Online verfügbar unter: [https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/Monatsberichte/2005/2005\\_01\\_monatsbericht.pdf?blob=publicationFile](https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/Monatsberichte/2005/2005_01_monatsbericht.pdf?blob=publicationFile) (18.01.2017)
- Bundesbank, Deutsche (2015): *Geld und Geldpolitik*; Frankfurt/M: Dt. Bundesbank. Online verfügbar unter: [https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/Schule\\_und\\_Bildung/geld\\_und\\_geldpolitik.pdf?blob=publicationFile](https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/Schule_und_Bildung/geld_und_geldpolitik.pdf?blob=publicationFile) (18.01.2017).
- Cockshott, W. Paul et al. (2009): *Classical Econophysics*; London; Routledge.
- Danesi, Marcel (1995): *Giambattista Vico and the cognitive science enterprise*; New York: Lang.
- Derrida, Jacques (1988): *Signatur Ereignis Kontext*, in: Ders.: *Randgänge der Philosophie*, übers. v. G. Ahrens; S. 325-351; Wien: Passagen.
- Douglas, Paul H. et al. (1939): *A Program for Monetary Reform*; nicht veröffentlicht, aber zu jener Zeit weit verbreitet unter Ökonomen. Online verfügbar unter: <http://sensiblemoney.ie/data/documents/A-Program-for-Monetary-Reform-.pdf> (18.01.2017).
- Hardoon, Deborah (2015): *Wealth: Having it all and wanting more* (Oxfam Report 2015); Oxford: Oxfam GB. Online verfügbar unter: <http://oxfamilibrary.openrepository.com/oxfam/bitstream/10546/338125/8/ib-wealth-having-all-wanting-more-190115-en.pdf> (18.01.2017)

- Hardoon, Deborah / Ayele, Sophia / Fuentes-Nieva, Ricardo (2016): *An Economy For the 1%: How privilege and power in the economy drive extreme inequality and how this can be stopped* (Oxfam Report 2016); Oxford: Oxfam GB. Online verfügbar unter:   
<http://oxfamilibrary.openrepository.com/oxfam/bitstream/10546/592643/47/bp210-economy-one-percent-tax-havens-180116-en.pdf> (18.01.2017)
- Hardoon, Deborah (2017): *An economy for the 99%: It's time to build a human economy that benefits everyone, not just the privileged few* (Oxfam Report 2017); Oxford: Oxfam GB. Online verfügbar unter:   
<http://oxfamilibrary.openrepository.com/oxfam/bitstream/10546/620170/1/bp-economy-for-99-percent-160117-en.pdf> (18.01.5017)
- Hayek, Friedrich A. von (2006): *Die reine Theorie des Kapitals*; Abt. B Band 6 der *Gesammelte Schriften in deutscher Sprache*; Tübingen: Mohr Siebeck.
- Husserl, Edmund (1966): *Analysen zur passiven Synthesis. Aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten 1918-1926*, Hrsg. von M. Fleischer (Husserliana Bd. XI); Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1976): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch (Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie)* (Husserliana Bd. III); Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1980): *Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigungen. Texte aus dem Nachlass (1898-1925)*, Hg. von E. Marbach (Husserliana Bd. XXIII); S. Den Haag: Nijhoff.
- Kaenel, Hans-Markus von (2012): *Wer prägte die ersten Münzen?*; in: *Forschung Frankfurt*, Bd./Jhrg. 30 Ausgabe 2; S. 83-86; Frankfurt/M: Univ. Online verfügbar unter: [www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43081494/FoFra-2012\\_02web.pdf](http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43081494/FoFra-2012_02web.pdf) (18.01.2017).

- Lehmann, Hans-Thies (1999): *Die Gegenwart des Theaters*; in: Fischer-Lichte et al. (Hg.): *Transformationen. Theater der Neunziger Jahre*, S. 13-26; Berlin: Theater der Zeit.
- McLeay, Michael / Radia, Amar / Thomas, Ryland (2014): *Money in the modern economy: an introduction*; in: *Bank of England Quarterly Bulletin*, Bd./Jhrg. 54 Ausgabe 1; S. 4-13; London: Bank of England. Online verfügbar unter: **Fehler! Hyperlink-Referenz ungültig.** (18.01.2017).
- Mill, John Stuart (1909): *Principles of Political Economy with some of their Applications to Social Philosophy*; Hg.: William J. Ashley; London: Longmans, Green and Co; Library of Economics and Liberty. Online verfügbar unter: <http://www.econlib.org/library/Mill/mlP61.html> (18.01.1917)
- Pfannkuch, Katharina (2009): *Das Zinsverbot in der Praxis des Islamic Banking*; Hamburg: Igel.
- Renger, Johannes (1995): *Subsistenzproduktion und redistributive Palastwirtschaft – wo bleibt die Nische für das Geld?*; in: Schelkle, Waltraut / Nitsch, Manfred (Hg.): *Rätsel Geld*, S. 271-324; Marburg: Metropolis.
- Schelkle, Waltraut (1995): *Motive ökonomischer Geldkritik*; in: Ders. / Nitsch, Manfred (Hg.): *Rätsel Geld*, S. 271-324; Marburg: Metropolis.
- Seitz, Emanuel (2012): *Schrott, Rinder, Dreifußkessel: Wie funktionierte Geld vor den Münzen?*; in: *Forschung Frankfurt*, Bd./Jhrg. 30 Ausgabe 2; S. 78-81; Frankfurt/M: Univ. Online verfügbar unter: [www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43081494/FoFra-2012\\_02web.pdf](http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43081494/FoFra-2012_02web.pdf) (18.01.2017).
- Smith, Adam (1906): *Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes, Zweiter Band*, übers. v. F. Stöpel, 2. Auflage Hg. von R. Prager; Berlin: Prager. Online verfügbar unter: <https://archive.org/details/untersuchungbe1v2smit> (18.01.2017).
- Sontag, Susan (2004): *Über Photographie*; Frankfurt/M.: Fischer.



- Türcke, Christoph (2015): *Mehr! Philosophie des Geldes*; München: C.H.Beck.
- Vring, Thomas von der (2012): *Zur Kritik von Monetarismus und Keynesianismus aus empirischer Sicht*, Vorlesung Freitag, 27. Juli 2012 an der Universität Bremen; veröff. im Internet auf der Homepage des Autors (<http://www.tvdvring.de>). Online verfügbar unter: <http://wcco0y847.homepage.t-online.de/Aufsaetze/Vorlesung%20vdVring.pdf> (18.01.2017).
- Welzer, Harald (2011): *Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam* (Band 14 der Schriftenreihe *Ökologie*); Berlin: Heinrich Böll Stiftung. Online verfügbar unter: [https://www.boell.de/sites/default/files/Endf\\_Mentale\\_Infrastrukturen.pdf](https://www.boell.de/sites/default/files/Endf_Mentale_Infrastrukturen.pdf) (18.01.2017).
- Wenzlaff, Ferdinand et al. (2012): *Wachstumszwang in der Geldwirtschaft? Theoretische Erwägungen*; Bonn: Denkwerk Zukunft. Online verfügbar unter: <http://www.denkwerkzukunft.de/downloads/Memo-Zinssystem.pdf> (18.01.2017).
- Werner, Richard A. (2014): *Can banks individually create money out of nothing? — The theories and the empirical evidence*; in: *International Review of Financial Analysis* 36; S. 1-19. Online verfügbar unter: <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S1057521914001070/pdf?t?md5=74c5001e8047097869bb658ad379957d&pid=1-s2.0-S1057521914001070-main.pdf> (18.01.2017)

Mein Dank gilt Solvejg für ihre treue Stütze, meinen Kindern für ihre Geduld, meinen Schwiegereltern, die mir mit Räumlichkeiten und Zeit geholfen haben, sowie nicht zuletzt Inga für die wertvolle Korrekturarbeit.

Gewidmet ist diese Arbeit meinem Vater, dessen Engagement und lebenslange Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen und strukturell bedingter Ungerechtigkeit gegenüber Mensch und Umwelt mich von Kindheit an geprägt haben.